



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1921**

3/4 (1921)

---



# Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

39. Jahrgang.

N. 3/4

Erscheint monatlich  
u. kostet pro Jahrgang  
5 Mark,  
wenn dasselbe von  
unsern Beförderern  
bezogen wird.

Bei Einzelbezug  
erhöht sich der Preis  
um den Betrag des  
Portos, also auf  
6,20 Mark.

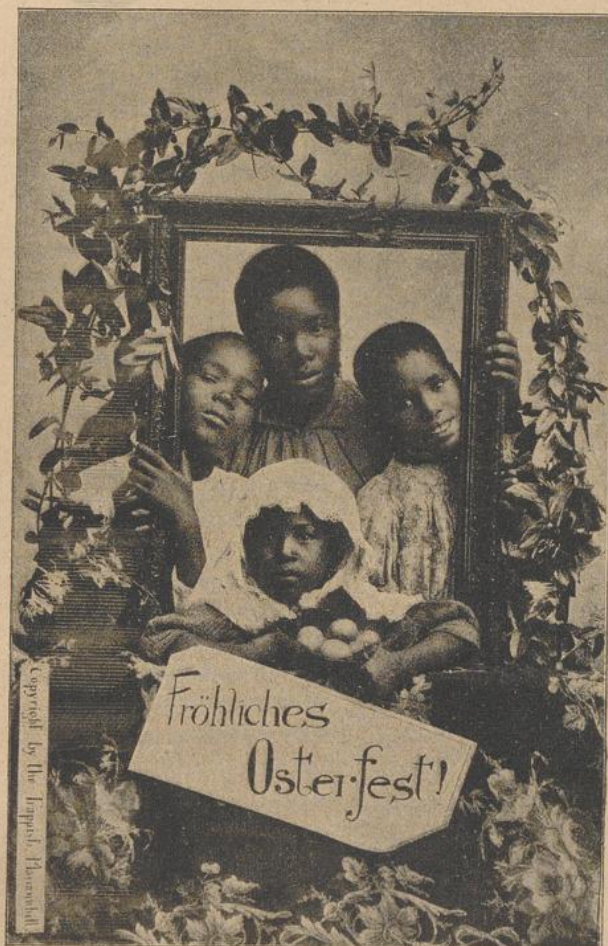
Ueberzahlungen im  
Interesse der Mission  
sind willkommen

Probenummern gratis

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleichzeitig  
ein gutes Werk zu  
Gunsten der armen  
Beiden in Afrika.

Bestellungen auf das  
Vergißmichnicht ge-  
hen am einfachsten  
auf dem Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.  
Telefon B 2057.



Köln a. Rh.  
März/April 1921

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift wird  
nur für Missions-  
zwecke, für die  
Ausbreitung unserer  
heiligen Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater Pius X.  
zu wiederholtenmalen  
allen Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten  
des Vergißmichnicht  
als Wohltäter unserer  
Mission werden täg-  
lich in der Kloster-  
kirche zu Mariannhill  
2- oder 3 hl. Messen  
gelesen.



## Zum Schutzfest des heiligen Josef.

Gehet zu Josef! so tönet auf Erden  
Zubelnd es heute von Munde zu Mund.  
Gehet zu Josef! Euch allen soll werden  
Die Größe und Macht dieses Heiligen kund.

Heiliger Josef, o laß Dich begrüßen  
Als den Beschützer der reinsten der Frau'n.  
Du, der Gerechte, hast herrlich bewiesen  
Daß Du stets würdig des Höchsten Vertrau'n.

Demut, Gehorsam, welch herrliche Blüten,  
Unschuld und Reinheit, sie sind dein Geschmeid;  
Warest der Gottesmutter hinieden  
Reinsten Gemahl und Beschützer allzeit.

Nährvater Christi! O himmlische Würde  
Ward Dir vom Ratshuß der Gottheit verlieh'n.  
Wer trug auf Erden wohl süßere Bürde,  
Wer sah je holder ein Kindlein erblich'n?

Er war Dein Schöpfer. Doch Du darfst ernähren  
Ihn, dem das ganze Weltall gehört.  
Er ließ als Knabe sich von Dir belehren,  
Jesus, die ewige Wahrheit, Dich hört.

Selig die Augen, in die hat geblicket  
Göttliches Auge voll Liebe und Dank.  
Selig Dein Herz, an das Du entzündet  
Nahmest den Sohn — dann die Welt Dir verjant.

Der Du so treulich erfüllst auf Erden  
All Deine Pflichten in Freude und Leid,  
Komm' uns zu Hilf, daß wir ähnlich Dir werden.  
Sieh', Dir zu folgen, sind wir bereit.

Schütze die Kinder, die Hoffnung der Kirche,  
Führe die Jugend durch Klippen und Sturm.  
Bitt' für die Eltern, die einstens als Bürge  
Stehen vor Gott. — Sei ein starker Turm

Auch für die Greise, die müde des Lebens  
Schauen voll Sehnsucht zum Himmel hinauf.  
Laß uns heute nicht bitten vergebens.  
Sprich zu dem Sohn: „Mach' die Himmelstür auf!“

## Ein Missionsabend.

Von P. Nikolaus Scheb, R. M. M.

Höchst erfreulich muß es sein, einen Missionsabend in Europa mitzumachen. In Missionsblättern und Zeitschriften habe ich zu wiederholten Malen gelesen, wie da herrliche Vorträge, spannende Reiseschilderungen, interessante Berichte aus den Missionsgebieten angenehm abwechseln mit seiner Musik und lustiger Declamation. „Schade“, mag sich da mancher einsamstehende Missionar denken, „schade, daß an einem solchen Abend teilzunehmen mir nicht möglich ist.“

Doch der Missionar hat seine Missionsabende.

Am 25. Mai 1920 hatte ich Gottesdienst in Embo, einer Außenstation von Mariannhill. Messe und Predigt waren beendet. Da stürzt plötzlich ein Mädchen in die Katechese herein mit dem Rufe: „der Nuto ist am Sterben!“ Mit einem Schrei führen seine 2 Weiber auf, die im Unterricht waren und baten mich, ihm unverzüglich zu Hilfe zu eilen.

Ich kannte den alten Herrn schon. Er war schon lange krank und oft schon hatte ich ihn besucht, um ihn zur Taufe zu bewegen. Wie schon andern Missionaren stimmte er auch mir bei allem zu — nur eines — sein junges Nebenweib wollte er nicht entlassen. Kürzlich noch meinte er ganz schelmisch, wenn er sein Mädchen nehmen dürfe, verzichte er auf seine beiden Weiber. Natürlich kam es so zu keiner Taufe. Ich ließ aber um so mehr für diesen Alten beten. In diesem also wurde ich jetzt gerufen. Ich fand den Kranken in wirklich sehr bedenklicher Lage. Im Notwendigsten war er schon lange unterrichtet. Unerläßlich aber blieb die Frage nach den Weibern. Bestimmt und ernst versicherte er mir nun: mit Alara, seinem rechten Weibe, wolle er sich jetzt begnügen, von andern wolle er nun nichts mehr wissen. Da fiel ihm aber ein heidnischer Induna (Bezirksvorsteher) in die Rede, daß er das 2te Weib nicht einfachhin entlassen könne. Sein Bruder lachte auf: „Sa! dann wollen wir die Heiratssohnen wieder haben, ein Mädchen kennst du ja bereits!“ Das war ein höchst verführerisches Wort. Zehn Ochsen wie-

der zurück — den Kaufpreis für ein Mädchen — —. Nuto's Augen leuchteten hell auf. Ich fürchtete. Nach langem Reden hatte ich den Kleinhäuptling beschwichtigt. Den Bruder nahmen die Frauen in die Kur. So konnte ich dann dem Sterbenden begreiflich machen, daß es das Beste sei, er gehe in den Himmel, wo Gott mit mehr als lumpigen 10 Ochsen sein Herz erfreuen werde, während es mit 10 Ochsen und einem zornigen Weibe beim Teufel erst recht nicht auszuhalten sei. „Sa“, sagte er jetzt, „Baba, du hast recht. Tausche mich! Ich will jetzt in den Himmel!“ Frauen und Kinder, alles stürzte nun auf mich ein: „Taufe! taufe, Baba!“ Nach ein paar ernsten, sehr ernsten Worten und einem inbrünstigen Gebete taufte ich endlich den Nuto und nannte ihn wie er es wollte „Martin.“ Voll von Jubel hatte mir das zweite Weib, das jetzt frei geworden und nun auch bald zur Taufe kommen wollte, da es schon jahrelang sich darauf vorbereitete, schnell noch einen Festschmaus aufgetischt — auf dem Boden natürlich, — denn der alte Zulu kennt ja keinen Tisch. Dankend lehnte ich ab, indem ich zur Tür wies und sagte: „Manga jeltichonile — die Sonne ist schon untergegangen.“ Wirklich diese Taufe, besser die Vorbereitung dazu, hatte viel Zeit in Anspruch genommen; es dämmerte schon stark. Den Schweiß von der Stirne wischend, setzte ich mich auf das Pferdchen und ritt, Gott dankend, der Heimat zu.

Dunkel war es und wie Geister der Nacht die Mäuse erschreckt durch das dürre Gras. Wie unheimliche Gestalten erschienen die Gebüsch- und schaurige Klagen ertönten von den windzerzausten Bäumen. Ich ließ der Phantasie nun Raum für ihre sonderbaren Spiele und hörte, wie die bösen Geister ernst mir drohten, da ich den Nuto ihnen jetzt entführte. „Sa“, lachte ich, „Ihr Nachtgeister, der Nuto — Martin heißt er nun — gehört jetzt Gott!“ Doch was ist das? Nähen sich so schnell die Geister?, das Pferd will nicht mehr weiter gehn. „Weg! Was gibts?“ Langes, schweres Atmen war die Antwort. Ich stieg ab und langsam folgte mir das Pferd den Berg hinunter. Das Atmen wächst und wechselt ab mit Reuchen. Das



Pferd ist krank — das war nun sicher. Unten, auf breitem, ebenem Weg ging es wieder besser. Nochmals stieg ich auf; doch etliche Schritte nur, mich dauerte das arme Tier. „Dem Pferde wars so schwach im Magen — fast mußte der Reiter die Mähre tragen“, zitierte ich vor mich hin, das Pferd am Zügel weiter schleppend. Nun kamen Pausen, viele, lange, schreckliche Pausen. Endlich waren wir außer dem Buschfeld. „Noch ein halbes Stündchen, Bleß“, jagte ich, indem ich ihn sanft streichelte. Behütig schaute er mich an. Es ist unmöglich, sagen seine Augen. Keinen Schritt mehr ging er vorwärts. Er war erschöpft. Da stand ich nun in dunkler, kalter Nacht. An einem Baum erkannte ich den Platz. Hier also steh ich, sagte ich mir, hier, an diesem Platz, wo ehemals unsere Studentenlieder froh erklangen, hier, wo Dreizehnlinden und ich glaube selbst der so bedeutungsvolle Schwabenstreich zur Thomasfeier vorgezogen wurden, hier wo Xenophon, Homer und andere alte Größen den Gräbern rasch erstanden, hier sollte mich ein so rasches Mißgeschick ereilen; hier sollte gar mein armes Pferd sein schweres Haupt für immer in den Staub vergraben? Müde, frierend, traurig stand ich da. — — — Ein Hoffnungsstrahl! Im nahen Krämerladen flimmert noch ein Licht. Mit einem dort culehten Pferd eil ich nach Hause, ein kühner Bruder kann dem armen Bleß vielleicht noch helfen. Beinahe 12 Uhr war es, als ich das Brevier aus der Hand legte, die Kerze auslöschte und mich müde und traurig auf den Strohsack warf. Nun begann die Phantasie erst recht ihr buntes Spiel. Bald war ich im Traume wieder zurück beim verendenden Gaul. Ich hörte ihn noch einmal schmerzlich wiehern; sah ihn den Sand aufscharren — ein Fall — da lag es, das arme Tier — verendet. „Mile“ tönt da eine Stimme. „Lifile, ja, lifile — es ist verendet“ sagte ich zu mir im Halbschlaf, jedoch mich wundernd, wer denn mit mir rede: Wichtige Faustschläge an die Tür und wirres Gerede entriß mich dem träumerischen Taumel. „Mile“ — „er ist tot“ — wiederholte eine barbare Stimme: „Die Seele ist aber noch in ihm!“ schrie eine andere und ein Haufen ergänzte: „Ja! Komm aber rasch! Acht erwachsene Burjschen waren es, die mich jo weckten. Ihr Kamerad lag bei Pinetown erschlagen, ermordet.

In kaum 10 Minuten war ich mit P. Priors Pferde an der Stelle. Mein Gott! War das ein Anblick! Ein dicker, starker, ungefähr 20jähriger junger Mann lag da pustend, keuchend, atmend, viel stärker als mein krankes Pferd. Blutunterlaufen war das eine Auge, das andere durch eine hochangeschwollene Beule ganz verdeckt. Beide Beckenknochen standen heraus, von Haut und Fleisch entblößt. Von der Stirne hing ein Hautseken herab zum rechten Ohr. Dieses selbst war zerschunden, die Nase gebrochen und die Oberlippe aufgerissen. Bei jedem Atemzuge stürzte ein Blutstrom aus Mund und Nase — Zeichen schwerer innerer Verletzungen. Auch an der linken Hüfte tröpfelte Blut aus einer großen Wunde und beständiges fiebriges, krampfhaftes Zucken aller Glieder verstärkte den schauerlichen Anblick des mit dem Tode Ringenden. Leider war und blieb er vollständig bewußtlos. Da er jedoch bereits die Katechese besucht und nach der Behauptung seiner Verwandten getauft zu werden verlangte, taufte ich ihn und gab ihm als Begleiter ins Jenseits den heiligen Erzengel Michael. Auch die Gnadenwirkungen der heiligen Lehren Delung wollte ich ihm noch zukommen lassen. Nachdem ich am ganzen Haupte kaum eine heile Stelle finden konnte, um die hl. Salbungen vorzunehmen, erzit-

terte ich vor Weh, als ich seine Hände in die meinigten nahm. Innen sind sie ganz von Blut befudelt, außen ganz zerschunden und mit Rot bedeckt. Jeder Finger, jedes Glied zuckt und zittert in namenlosen Schmerzen. Sobald ich die hl. Sakramente gespendet hatte, kniete ich mich nochmals in das Blut neben dem Armen und betete, betete lange. Von den Umstehenden waren viele arg ergriffen, die Neugier aber bestrafte ich durch Nötigung, mit einzustimmen in unsere lauten Gebete. Nach einiger Zeit erklärte der Arzt, es sei ihm gelungen, die gefährlichsten Blutungen zu stillen und der Schwerverletzte könne so noch einige Tage leben. Daraufhin entfernte ich mich. „Angeheiterte“ Burjschen haben den Michael in solch schmerz- und qualvollen Leidenszustand verjagt. Ein braver Burjsche war er. Er wollte nur seiner Schwester keinen Schimpf antun lassen und dafür wurde er so behandelt. Du schlechte Welt!

Langsam ritt ich heim. Ein Heer von Gedanken stürmte auf mich los. Du — der du gegen Gott murren wolltest wegen des Verlustes eines Pferdes — wolltest du an der Stelle Michaels liegen? Ja du — pochte mein Gewissen — wenn du so dem Tod wärest nahe? „Ach Gott! sei gnädig uns beiden!“ jensezte ich und betete für den Michael. Wieder zu Hause, warf ich mich fast kraftlos auf mein Lager; der Schlaf erhielt keinen Zutritt mehr. Endlich rief die Morgenglocke zum Gebete. Dankbar folgte ich ihrem Rufe und beeilte mich, hin zu treten an den Altar und eine hl. Messe zu lesen für den Sterbenden. Nach der Dankagung meldete man mir, das Pferd sei wirklich verendet. Nicht lange nachher kam auch die Kunde, Michael sei gestorben, zur Zeit der heiligen Messe. R. I. P.

Das war auch ein Missionsabend, aber ein schrecklicher.

Jetzt wäre ich eigentlich am Schluß; doch verzeiht mir, liebe Leser, ein Abo für den Michael und auch den Martin erbitt' ich von den Armen und auch noch einen Kreuzer von den Reichen für ein neues Missionspferd. Ich bin zwar gut zu Fuß, doch die meilenweiten Touren Tag für Tag kann man ohne Pferd nicht leisten. Vielleicht schlägt irgendwo ein autes Herz und veranstaltet in diesem Sinne einen Missionsabend für den, der diesen schauerlichen durchgemacht.

## Meine Rückkehr nach Triashill und Ankunft dortselbst, 30. November 1919.

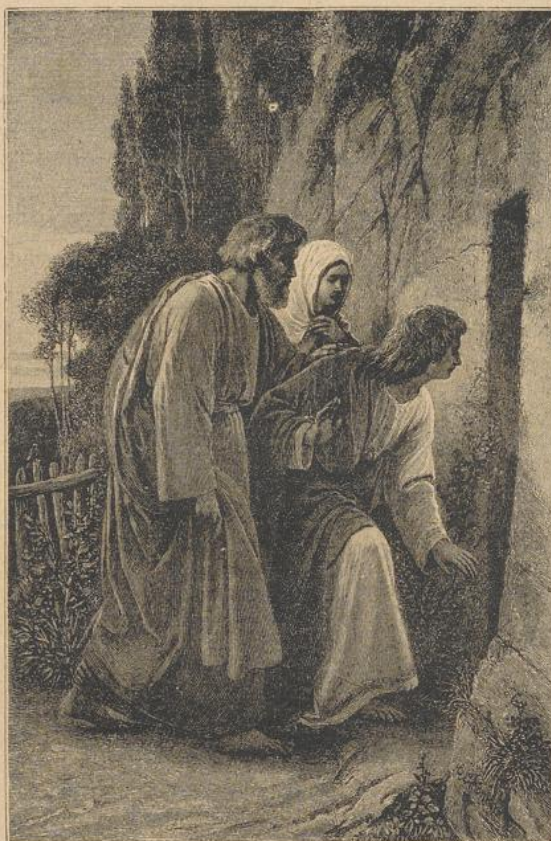
Von P. M. A. Fleischer, R. M. M.

Ich weiß nicht, ob mir wohl oder weh zu Mute wurde, als ich im Eisenbahnzug zum Fenster hinausschaute und die wohlbekannte, traute Gegend überblickte. Salisbury lag hinter mir, ich näherte mich langsam Rusapi, der Bahnstation von Triashill. Einerseits war mir wohl zu Mut, ja, mein Herz war über- voll vor Freude, denn ich kehrte ja zurück auf meine heißgeliebte Missionsstation, von der ich 2½ Jahre getrennt war in Kriegsgefangenschaft und Verbannung. Aber wenn ich dann dachte, wie es wohl auf der so lang verlassenen Station aussehen werde, welche Lücken und Ruinen es da geben und welche mühselige Arbeit es kosten würde, um da wieder aufzuräumen, wurde mir auch weh ums Herz. Aber in dem Widerstreit der Gefühle war es doch die Freude über die Wiederkehr auf die Missionsstation, der freudige Gedanke, nunmehr wieder ganz dem idealen Missionsberuf leben zu können, der das Herz beherrschte.



Mein Mut wurde noch erhöht, als mit einem Male eine bekannte Persönlichkeit in meinem Abteil erschien und sich freundlich grüßend vor mich hinstellte; es war unser Schulinspektor von Triashill. Nach wenigen Worten herzlicher Begrüßung lud er mich ein, mit ihm in den Speisewagen zu einem Glas Bier zu kommen. Inzwischen fuhrten wir an Majseke vorbei, wo man die neue Kirche mit dem prächtigen Turm von unserer Schwesterstation Monte Cassino sieht. Der Herr Inspektor meinte, es würde sicherlich eine ganze Schar von Missionszöglingen an der Bahn zur Begrüßung erscheinen, aber es kam niemand. Mein Wunsch war es nicht, daß mir ein feierlicher Empfang bereitet würde, denn die Leute hier sind noch alle recht verbittert infolge des Krieges. Ich verabschiedete mich von dem liebenswürdigen Inspektor und schaute wieder zum Fenster hinaus. Da hieß es: Rujapi; ich packte meine wenigen Sachen zusammen und stieg aus. Sonderbar, kein Mensch ließ sich sehen, kein Wagen, kein Pferd, um mich abzuholen. Es war an einem Samstag zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittag. Triashill ist ja noch 30 englische Meilen von Rujapi entfernt. Ich wartete noch etwas und dachte, die Leute, die mich abholen würden, hätten sich verspätet. Der Zug fuhr weiter, aber niemand kam. Ich wußte es mir nicht zu erklären, da ich doch einen Brief geschrieben hatte. Da kam ein kleiner schwarzer Burische. Ich schickte ihn zu unserer 5 Minuten entfernten Schule, den Lehrer zu rufen. Der kam auch sogleich herbei und war nicht wenig erstaunt, mich zu sehen; er wußte von nichts. Das wurde nun ungemütlich. Hier über Nacht bleiben wollte ich nicht. Da sagte mir der Lehrer, ich könnte seinen kleinen Esel haben, er besitze auch Sattel und Zügel und das Tierlein sei gut eingewöhnt. Ich sagte also zu. Doch zuerst ging ich noch zur Post, wo ich auch meinen Brief vorfand, in dem ich mich angemeldet hatte. Nun war mir alles klar. In Triashill wissen sie nichts von meiner Ankunft, ich komme eher als der Brief. Ich begab mich nun zur Schule, aß von den spärlichen Ueberresten, die ich noch hatte und setzte mich dann auf das Eselchen. Ein junger Burische begleitete mich. Das Tierlein war sehr klein und wenn es auch im Trab ging, merkte man das Vorankommen nicht sonderlich. Dieses Reiten gefiel mir nicht, es ging mir zu langsam. Dazu kam bald die komische Manier des Tieres, immer stehen zu bleiben, wenn der vorausgehende Burische stehen blieb und nach seinem wehen Fuß schaute. So stieg ich denn ab und ließ den Burischen mit seinem wehen Fuß aufsitzen. Ich selbst zog Schuhe und Strümpfe aus und begann nunmehr auf dem Sandboden tüchtig vorwärts zu marschieren. Dieses Gehen tat mir nach dem fünftägigen Sitzen in dem Eisenbahnzug außerordentlich wohl. Der Reitersmann blieb weit hinter mir zurück und oftmals mußte ich stehen bleiben, da ich ihn in der Dunkelheit fast nicht mehr sehen konnte. Es war schon Mitternacht, da bellte ein Hund in der Nähe; wir kamen an einer Burenfarm vorbei. Stillschweigend, ohne Raft, zogen wir immer unseres Weges weiter, einen Rosenkranz um den andern betend. Wohl machte sich der Hunger geltend, aber wir hatten ja nichts zu essen, also wozu rasten! Auf einmal ließ unser Esel ein gewaltiges Ja-a in die finstere, stille Nacht hinein erschallen. Es währte nicht lange, da tauchte in der Dunkelheit ein Reiter auf, auch auf einem Esel sitzend, dem wohl der Gruß des unrigen gegolten hatte. Der Fremde ritt an uns vorüber, in der Dunkelheit aber konnte ich nicht erkennen, ob er ein Weißer oder Schwarzer war. Zu längerer Begrüßung

fehlte Zeit und Luft. Endlich, es war schon über eine Stunde nach Mitternacht, bemerkte ich hart am Wege den Riesensteinblock, wo von der Straße aus der Weg in unsere Farm einbog. Nur noch eine Stunde und wir sind daheim. Dieses Bewußtsein flößte dem Körper neue Kraft ein. Endlich waren wir am eisernen Tor unseres Viehparcs, in einer Viertelstunde sind wir am Ziel. Zwischen den Kindern, die ruhig im Freien am Boden liegen, gehen wir hindurch und gelangen schließlich zum inneren Tor, hinter dem die Gebäulichkeiten liegen. Die Hunde



schlagen an und kommen auf uns zu, sind aber gleich beruhigt. Da ich niemand wecken wollte, gehen wir ruhig an der Wohnung der Brüder vorbei, steigen den auch in der Finsternis erkennbaren, breit angelegten, schön eingefakten Weg zur Kirche empor, wo ich auf das Fremdenzimmer zugehe. Dem Burischen sage ich, er solle bei den Schwestern anläuten und der öffnenden Schwester sagen, es sei ein Weißer da, der hier zu übernachten wünsche. Unglücklicherweise geht der Schwarze auf das Kirchenglöcklein zu und läutet eine derselben mit ein paar Schlägen. Hastig rufe ich ihm zu, er solle doch aufhören, sonst würde alles aus dem Schlafe aufgeweckt. Wir melden uns bei den Schwestern. Schwester Oberin erscheint mit einem Licht. Ich gab mich zu erkennen und bitte, mir in der Schule das Fremdenzimmer aufzuschließen, damit ich zur Ruhe kommen könne. Aber die Schwester ist ganz verwundert und kann es gar nicht glauben und erst nach wiederholter Versicherung meinerseits, daß ich es sei, geht sie daran, das Fremdenzimmer zu öffnen. Jetzt, welches Staunen, welche Freude, welches Schauen und immer wieder Staunen!



Inzwischen sind auch andere Schwestern erschienen, die durch das Läuten aufgeweckt worden waren. Ich mußte noch eine Weile erzählen, bis ich endlich Schluß machte, um mich todmüde zur Ruhe zu begeben. 10 Stunden waren wir marschiert. Da am nächsten Tag Sonntag war und ich doch meine Antrittspredigt halten mußte, so wollte ich schon noch einige Stunden Schlaf haben.

Es war dies ein sonderbarer Einzug in Triashill. Aber nachdem Gott es so gefügt, war ich froh darum, daß ich auf den Sang und Klang verzichten konnte, zumal ich ja wußte, wie froh alle die Herzen dort mei-

zen Gehilfinnen sind hier fleißig tätig. Wiederum überschreite ich den Buffalo und steige langsam den steilen Berg hinan, auf dem oben der Konvent erbaut ist. Als ich oben ankomme, gibt es ein freundliches Grüßen von den Schwestern, der Ehrwürd. Mutter Klara und den zahlreichen Kindern. Besonders aber freut sich Father Gately, der Spiritual im Konvent, und seine beiden Hochw. Mitbrüder: Father Max Lerman von „Mater infirmorum“ und Dr. Prendergast vom Konvent in Ringwilliamstown, die gerade zu Besuch dort weilten. Noch manches gab es dann zu erzählen, bis



Ostermorgen. Nach dem Gemälde von C. Schönherr.

ner Rückkehr entgegen schlugen. Außere Bezeigung dieser Freude war absolut nicht nötig. Möge Gott immerdar segnend seine Hände über Triashill halten!

### In der Pirie-Izeli-Mission.

Von P. Clemens Hartweg, R. M. M.

(Schluß.)

Ich nehme meinen Weg über das Sanatorium und werde von der Mutter Thomas freundlich begrüßt. Doch reite ich bald weiter, da ich baldmöglichst nach dem Izeli-Konvent kommen will. Der Weg führt mich an dem schön eingefassten Klosterfriedhof der Dominikanerinnen vorbei. Ich werfe einen kurzen Blick herüber zu dieser Stätte himmlischen Friedens und mache ein stilles Memento für die sanft Schlummernden. Dann geht es durch große Felder, wo die Saat am Herauskommen ist. Schwestern mit schwar-



die müden Augen sich zur wohlverdienten Ruhe schlossen.

Am andern Morgen werde ich zunächst mit der Trauernachricht überrascht, daß während der Nacht in „Mater infirmorum“ eine Schwester gestorben sei. Sie war noch jung an Jahren, aber hatte sich sicherlich durch ihr jahrelanges geduldiges Leiden eine schöne Himmelskrone verdient. Nachmittags fand die Beerdigung statt. Zu dieser hatten sich fünf Priester eingefunden, ebenso eine große Anzahl Schwestern, sowie die Schulkinder des Konventes. Die Dominikanerinnen hatten vorher ihre tote Mitschwester in einem weißen Sarge aufgebahrt, der reichlich mit Blumen geziert war. Da lag die stille Dulderin, die so viel gelitten, mit ihren engelreinen Zügen wie in einem friedlichen Schlafe. „Früh vollendet, hatte sie viele Jahre erreicht.“ Dieses Wort der hl. Schrift konnte auch mit Recht auf sie angewendet werden, denn sicherlich hat ihr der liebe Gott ihre heroische Geduld reichlich belohnt und ihr die Krone gegeben, die er seinen Getreuen verheißen hat. Der Trauerzug war schlicht



und doch eindrucksvoll. Vorn die große Zahl der Schulkinder, die Schwestern und vor dem Sarge wir fünf Priester. Am Schlusse der Trauerzeremonien am Grabe sang der Chor der Dominikanerinnen ihrer dahingegangenen Mitschwester ein ergreifendes Abschiedslied „Ruhe sanft.“

Während der nächsten Tage gab es reichlich zu tun. Father Gately benutzte meine Anwesenheit zu einem Besuche seiner Mutter in East London. Das Missionsfeld ist ein so großes, daß mehrere Missionare hier dauernd wirken könnten. Das Taufbuch verzeichnet mehr als 3000 Getaufte. Eine schöne Anzahl der Christen kam zu den hl. Sakramenten, zur Predigt und zum Unterricht. Dann ging es wieder tagelang über Berg und Tal in die Hütten der Christen, an die so wichtige Kleinarbeit: Gute zu ermuntern, Laue aufzurütteln, Sakramente zu spenden bei denjenigen, die da nicht zur Kirche kommen konnten. Hier und da gab es auch bei einem Abgestandenen ein gewaltiges Kapitel, um seine Seele vom Todeschlaf aufzurütteln. Es wäre nämlich ein Irrtum, wenn man glauben wollte, auf dem Ackerfeld der Mission gäbe es nur schöne, herzerfreuende Früchte und man wisse dort nichts von Unkraut und Dornen. Nein, auch hier erfüllt sich die Parabel vom himmlischen Sämann. Der gute Same des göttlichen Wortes fällt auch manchmal in einem christlichen Kaffernherz unter die Dornen, und diese ersticken es. Es waren arbeitsreiche Tage in der afrikanischen Hitze, und doch wieder war ich glücklich und zufrieden mit der geistlichen Ernte, die ich eingeheimst.

Der hl. Paulus schreibt an seinen Lieblingsjünger Timotheus (II, 4, 2), er solle das Wort Gottes verkünden, sei es gelegen oder ungelegen (in *sta opportune*, importune). Dieses Wort des großen Apostels hat seine Bedeutung auch für die Priester unserer heutigen Zeit. Ich benutzte deshalb die Gelegenheit, den Schwestern in unserer Muttersprache zu predigen. Wie freuten sich diese Töchter des hl. Dominikus nach vielen Jahren das Wort Gottes wieder in deutscher Sprache zu hören. Sie erinnerten sich wieder an das schöne Wort des Dichters: „Muttersprache Mutterlaut, wie so wohniglich, so traut!“

Die ehrwürdige Mutter in Kingwilliamstown hatte mir die Kutsche herausgeschickt, um mich zu einem Besuche des Konventes abzuholen. So benützte ich denn gerne die Gelegenheit, diesen berühmten Dominikanerinnenkonvent Südafrikas zu besichtigen. In flottem Trabe ging es auf der ziemlich guten Landstraße dahin, und nach einer Stunde hatte ich Kingwilliamstown erreicht. Dieser Platz hat sich von einer Militärstation zu einer blühenden Stadt entwickelt. Sie liegt am Fuße der herrlichen und weitbekannten Amatoleberge, die Zeugen mancher Kämpfe zwischen den vordringenden weißen Ansiedlern und der eingeborenen Bevölkerung waren. Heute sind sie ein beliebter Ausflugspunkt für die Europäer. Der Buffalo schlängelt sich durch die Stadt und verbindet die beiden Stadtteile durch eine neue große Betonbrücke. Die Stadt hat einige Fabriken und zahlreiche Groß- und Kleingewerbe, die zum Teil in den Händen deutscher und russischer Juden sind. Mehr noch als durch ihren Gewerbesleiß genießt Kingwilliamstown einen Ruf als Stätte für Erziehung und Bildung. Sie ist ein Zentrum für Bildung und Erziehung *par excellence*. Die Protestanten besitzen hier verschiedene große Kollege, die einen guten Ruf genießen. Aber auch die Katholiken können sich in dieser Beziehung wohl sehen lassen und sich den Protestanten ruhig an die Seite stellen. Der

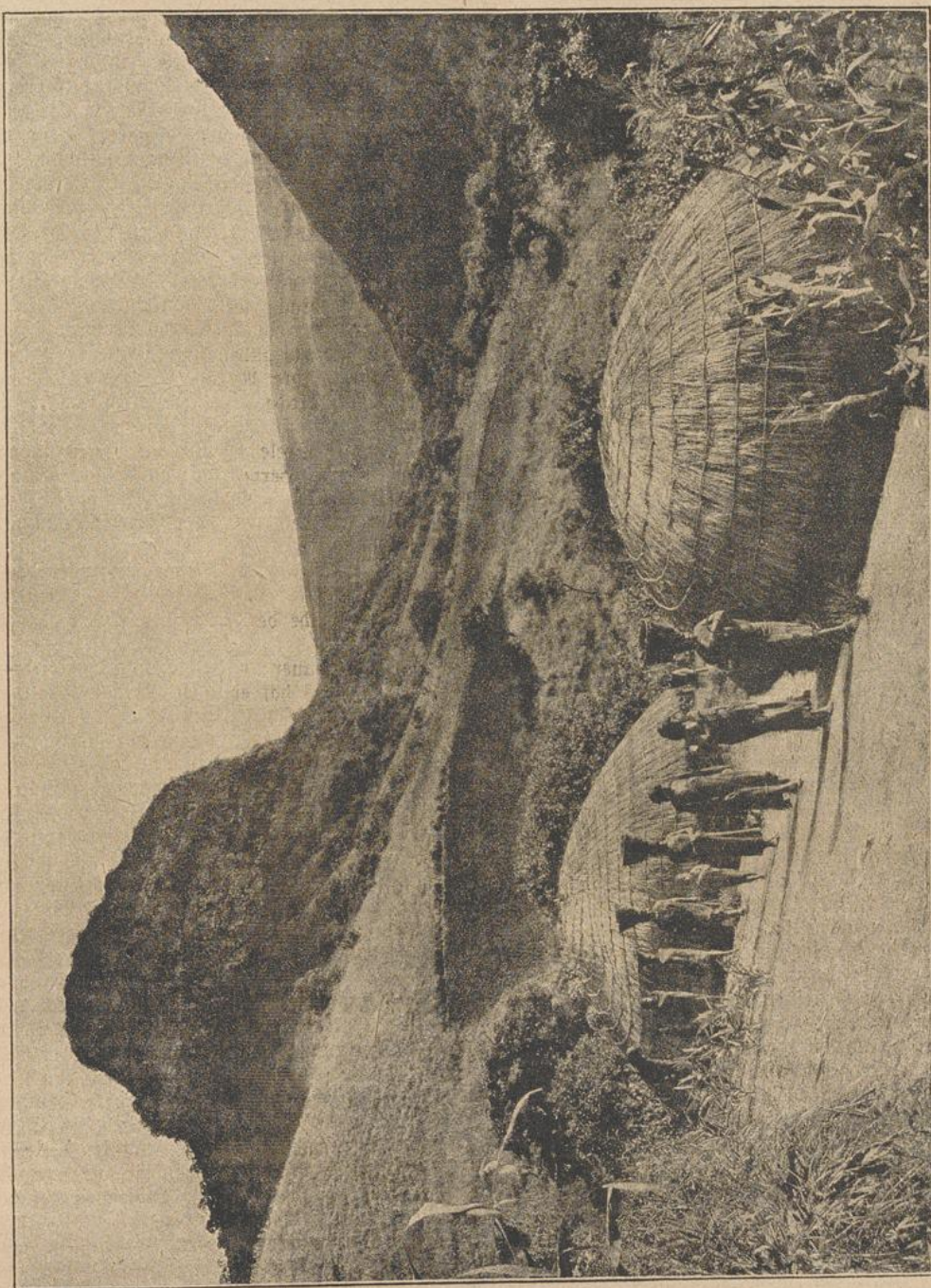
Konvent der Dominikanerinnen, oder wie er hier heißt „the Convent of the Sacred Heart“ ist in ganz Südafrika wohl bekannt als Institut für alle Erziehungs zweige. Ich besichtigte alles und mußte nur staunen, was unsere deutschen Schwestern unter dem sichtbaren Segen Gottes hier alles geleistet haben und noch leisten. Sie erziehen und unterrichten die Kinder von den A B C-Schülern bis hinauf zu den Universitätsstudenten. Was mich besonders interessierte, waren die Maler- und Zeichenschule und die Abteilung für Taubstummenerziehung. In dieser Abteilung sind drei Schwestern mit dem Unterricht dieser armen Kinder tätig. Sie haben das sog. System der Lippenlesung. Ich stellte Proben mit den Kindern an und diese waren sehr gut. Aber welche himmlische Geduld gehört dazu, diese Kinder soweit zu bringen! Ich glaube, wenn die Feinde unserer hl. Religion davon wüßten, wie große Opfer in der Verborgenheit von mancher Ordensperson gebracht werden, sie würden gerechter urteilen und von Hochachtung gegen die Ordensleute erfüllt werden! Die guten Schwestern haben aber doch einen Ersatz für ihre Arbeiten und Mühen in ihrer schönen Konventskirche mit dem prachtvollen Hochaltar. „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr der Heerscharen. Meine Seele sehnt sich und schmachtet nach den Vorhöfen des Herrn“ (Ps. 83). Ja, da ließ sich beten und mit Gott verkehren an jener hl. Stätte, und ich dachte an jene obige Stelle des königl. Propheten.

Später machte ich mit dem Spiritual des Konventes, Dr. Prendergast, einen Rundgang durch die Stadt. Was mich besonders interessierte, war die große herrliche Pfarrkirche der europäischen Katholiken. Zunächst machten wir im Priesterhaus dem Monsignore Fagan, dem Erbauer dieser Kirche, einen Besuch. In diesem Gotteshaus hat er sich ein dauerndes ehrenvolles Andenken geschaffen, und so hat er denn auch kurze Zeit nach meinem Besuche in der Kirche vor dem Hochaltar seine letzte Ruhestätte gefunden. Die Kirche steht im Zentrum der Stadt an einem der günstigsten Plätze. Sie ist im gotischen Stile mit blauen Steinen erbaut, die Einfassungen der Fenster, der Türen und der Turm sind von weißen Steinen. Der Hochaltar ist ein großartiges Werk von Carrarischem Marmor, worin Weintrauben, Reben, Füllhörner mit Weizenbüscheln geschmackvoll eingegraben sind. Die Tabernakeltüren sind von Bronze, verziert mit Gold und Silber; die Altarstufen und der Fußboden der ganzen Kirche von rotem, weißem und grauem Marmor. Die Kommunionbank ist von einem Marmorstück, getragen von gotischen Pfeilern. Der Seitenaltar oder der „Altar der Madonna“ ist ebenfalls von Marmor mit eingegrabenen passenden Symbolen. Die Mensa oder der Altartisch wird von Marmorsäulen getragen und die Rückwand ist eingelegt mit Marmorplatten. Hoch oben über dem Altare thront eine wunderschöne Marmorstatue der „Unbefleckten Empfängnis“. Auf der anderen Seite thront in Lebensgröße ebenfalls auf einem Marmoralter der Pfleger Vater unseres göttlichen Heilandes, der hl. Joseph, das Jesuskind in seinen Armen haltend. Ein großer Verehrer des hl. Josef stiftete ihn. Noch muß ich erwähnen die herrlichen gebrannten Glasfenster, hergestellt von der Firma Mayer in München. Es sind zusammen 17 Fenster: fünf im Presbyterium und zwölf im Schiff der Kirche. Die fünf Fenster im Chöre stellen dar: 1. das Herz Jesu, die allerseligste Jungfrau und ihre hl. Mutter Anna; 2. die hl. Margareta Maria Alacoque und die hl. Gertraud; 3. die beiden Aposteln Johannes und Jakobus; 4. den hl.



Thomas von Aquin; 5. den hl. Joseph und den hl. Patrick. Die zwölf Fenster im Schiff stellen die Hauptgeheimnisse aus dem Leben unseres Herrn dar: 1. Verkündigung Marias und Geburt Jesu; 2. die Anbetung der Weisen und die Darstellung im Tempel; 3. die

und die Erweckung des Lazarus; 9. Jesu Einzug in Jerusalem und das letzte Abendmahl; 10. die Todesangst am Ölberg und die Kreuzigung Jesu; 11. die Auferstehung und die Verleihung der Schlüsselgewalt an Petrus; 12. die Himmelfahrt Jesu und die Herabkunft



Seidenmacher Kaffertaal in der Nähe unserer Missionsstation St. Ling

Flucht nach Aegypten und den 12jährigen Jesus im Tempel; 4. die Versuchung Jesu und seine Taufe im Jordan; 5. die Hochzeit zu Cana und die Vertreibung der Verkäufer aus dem Tempel; 6. die Samariterin am Jakobsbrunnen und die Bergpredigt; 7. das Wunder mit den zwei Fischen und fünf Broten und die Verkündigung Jesu auf Tabor; 8. Jesu, den Kinderfreund

des hl. Geistes. Derjenige, der die Kirche besucht, ist getroffen von ihrer inneren Schönheit, die wie anerkannt, nicht ihresgleichen hat in der Kolonie. Wahrlich, Monsignore Fagan konnte stolz sein auf diese herrliche von ihm errichtete Herz-Jesu-Kirche, die zusammen mit dem von ihm gegründeten Dominikanerinnenkonvent ihm ein dauerndes Andenken sichern werden. Er



hat sich bemüht, dem Herrn der Heerscharen ein würdiges Wohnhaus zu errichten und mit Recht konnte ihm unser Bischof an seinem Grabe die Worte des Psalmenisten widmen: „Herr, ich habe geliebt die Zierde deines Hauses und den Ort, wo deine Glorie wohnt.“

Nur allzu schnell vergingen die Stunden meines Besuches in Ringwilliamstown und bald hieß es wieder heimkehren zum Izelikonvent. Aber auch hier waren die Tage meines Aufenthaltes gezählt und eines Morgens stand „Bill“, der flinke Blauschimmel von Pirie, gesattelt im Hofe, um mich nach seiner Heimat zurückzubringen. Mein Pferd von Keilands hatte ich schon einige Tage vorausgeschickt, um es von Pirie an zu benutzen und so mit frischen Kräften an einem Tage noch bis Dohne zu kommen. Ich wollte auf dem kürzesten Wege nach Pirie zurück, aber die gute Schwester Camilla, die eifrige Hilfsmissionarin von Izel-Gingofa, wußte noch immer einige Christen, die ich unterwegs bejuchen sollte. So gab es denn noch einen großen Abstecher, und es ward schon Nachmittag, bis ich an das Piriegebirge kam. Leider verlor ich in dieser mir unbekannten Gegend und in einem Labyrinth von Felsen den Weg, und statt zum Piriekonvent kam ich zunächst zu einer protestantischen (schottischen) Mission. Der presbyterianische Prediger, ein schon älterer Herr, war sehr freundlich, lud mich zu einer Tasse Tee ein und tat alles, mir den rechten Weg zu zeigen. Weit abgelegen von der Landstraße liegt diese protestantische Station friedlich und sehr schön im Piriebusch. Sie haben eine schöne Schule, die Kinder waren sehr anständig und sauber gekleidet, worauf die Protestanten allgemein halten. Bei seinen Missionsarbeiten wird der Schotte von seiner Schwägerin unterstützt. Nach kurzer Zeit nahm ich Abschied von diesem freundlichen Herrn und setzte meinen Weg nach der katholischen Mission fort, die ich gegen Abend erreichte. Father Dinter und die guten Schwestern wollten mich über Nacht da behalten, aber ich hatte es schon vorher so arrangiert, daß ich an demselben Tage noch im Dohne-Hotel sein wollte, und — ein Mann, ein Wort! Ich wechselte deshalb nach kurzer Rast die Pferde, bestieg jetzt meinen „Cherrn“ und nun ging's mit frischen Kräften dem Kubusie zu, dann durch Stutterheim, und endlich tauchten die Lichter von Dohne auf, das ich in der Dunkelheit erreichte. Nach diesem langen Tagesritt kam die wohlverdiente Ruhe und ich schlief den Schlaf des Gerechten. Aber früh am anderen Morgen war ich mit meinem „Cherry“ schon auf den Beinen, denn ich wollte die kühleren Morgenstunden zum Ritt benutzen, bevor die südafrikanische Sonne mit aller Wucht herniederbrannte. Trotzdem gab es noch einen „heißen Tag erster Ordnung“ und der Schwereß kam in Strömen. Aber vorwärts trieb es mich, zurück zum lieben Keiland, zum rauschenden Rei mit seinen rauhen, steilen Felswänden. Und nachmittags, siehe da, da tauchte zuerst unsere Wallfahrtskapelle zum hl. Dominikus auf einem Bergkegel auf und winkte mir freundlich den Willkommgruß zu. Und nun noch eine kurze Strecke und ich war wieder daheim und es gab fröhliche Gesichter und freudiges Wiedersehen. Noch oft aber gedenke ich jetzt der schönen, wenn auch arbeitsreichen Tage in der Dominikanerinnenmission Pirie-Izeli und bete tagtäglich, daß der Herr dieses große Arbeitsfeld mit dem Tau seiner Gnaden befruchten möge, daß unsere hl. Mutter, die Kirche, dort zahlreiche treue Kinder erhalte, ganz besonders aber, daß er allen diesen guten Ordensleuten seinen reichen himmlischen Lohn für ihre großen Opfer und Mühen zuteil werden lasse.

## Ein Besuch im Urwald.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Ezenstochau. — Zwei Wegstunden von Centocow, in der Amafuzo-Location, liegt am westlichen Abhang einer ziemlich hohen Gebirgskette, einer der schönsten und größten Urwälder Natal's, der Kalingenwa-Busch, d. h. der dicke oder der undurchdringliche Wald.

Jahrelang ritt ich wöchentlich in der Nähe deselben vorbei und hatte oft den Wunsch, denselben einmal zu durchstreifen. Jedoch ohne Führer das zu wagen, hieß im Walde übernachten, besonders wenn man erst gegen Mittag am Fuße des Berges ankommt.

An einem schönen, wolkenlosen Wintertag, deren es in Afrika so viel gibt, sollte dieser mein Wunsch erfüllt werden. Ich jagte den Männern nach der Katedese, daß ich gerne einmal durch den Kalingenwa-Busch ginge, denn, da ich ohnedies weit nach Hause habe, komme es auf einen Umweg von ein paar Stunden auch nicht mehr an. Sogleich bot sich Udwobula, ein junger Katedumene an, mich zu begleiten.

Bald waren wir am Fuße des Berges und somit am Rande des Waldes. Wie großartig und majestätisch schaut doch so ein immergrüner Urwald aus, besonders wenn die ganze Gegend durch die Grasbrände schwarz und kahl ist und einen trostlosen Anblick gewährt. Er ist dann, was eine Oase in der Wüste ist.

Soweit der Schatten der großen Bäume reicht, wächst außerhalb des Waldes über 5 Fuß hohes Gras. Dort blühen auch eine Menge rotblühender Enzian und großköpfige, violette Distelblumen. Letztere haben Blätter von 1/2 Fuß Breite, die scharfe Stacheln besitzen.

Beim Eintritt in den Wald gingen wir einen Fußpfad entlang, der durch Ziegen angebahnt wurde. Dieselben suchen sich nämlich den Winter über, wenn das Gras trocken oder abgebrannt ist, ihr Futter im Walde. Da finden sie unter den Bäumen, zwischen den großen Steinen und an Wasserläufen zartes, saftiges Grün. Die Eingeborenen haben den Pfad etwas ausgebeßert und von dem überhängenden Gestrüpp frei gemacht. Auf demselben gehen die Männer, Bauholz für ihre Hütten zu fällen, die Frauen trockenes Brennholz aufzulesen. Auch wählen sie den kürzeren Weg über den Berg, wenn sie zu Hochzeiten oder Biergelagen in die Kraals des Umzimfulu-Tales gehen.

Die erste Viertelstunde unserer Wanderung erblickte ich nichts besonderes und da der Pfad noch nicht steil war, konnte ich auf meinem Pferde, einem Bonn, sitzen bleiben. Mein etwas schweigsamer Führer erzählte mir, daß an der Grenze die meisten großen Bäume bereits gefällt und zu Brettern zerlegt wurden. Auch die Gerüstbretter zum Bau der neuen Kirche in Ezenstochau wurden hier gefällt. Die Frauen mußten dieselben über 1 Stunde auf dem Kopfe tragen bis zu einer günstigen Stelle, wo sie dann mit einem Ochsengepann zu einem fahrbaren Weg geschleift wurden.

Nach 10 Minuten weiteren Vordringens sahen wir einzeln stehende, große, ferkengerade, bis zur hohen Krone astfreie Gelbbolz-Bäume. Da hörten wir ganz in der Nähe einige Männerstimmen und das Geräusch einer Säge. Wir banden das Pferd an und gingen darauf zu. Wir fanden 2 Männer gerade beim Brettersägen, während ein Dritter, obgleich es schon Nachmittags 1 Uhr war, gerade das Mittagessen, einen steifen Maisbrei, kochte.

Wie einfach ist doch die Vorrichtung zu dieser schweren Arbeit! Es wird an einer günstigen Stelle, ein der



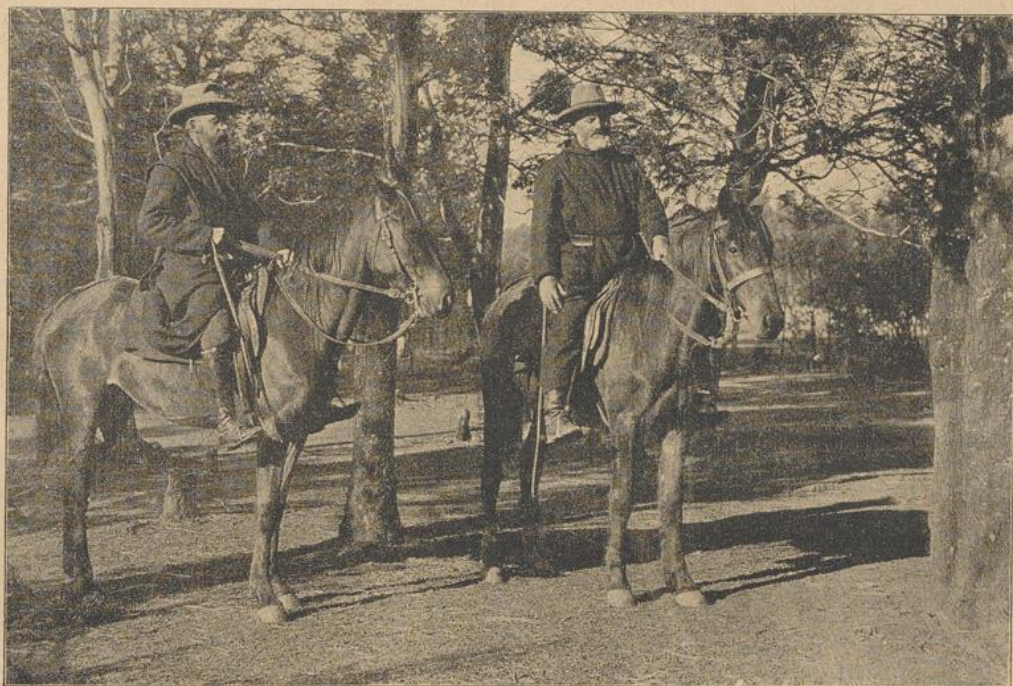
Länge der zu jährenden Stämme, entsprechender Graben ausgeworfen, etwa 4 Fuß tief und 3 Fuß breit. Nun werden 3 bis 4 starke Hölzer über denselben gelegt, darauf wird der Stamm mittelst Winden daraufgewälzt und fest geklammert, gerade so wie es bei uns die Zimmerleute machen. Das Bretterschneiden wird von Eingeborenen, mit Vorliebe jedoch von Halbweißen besorgt.

Bei unserem Weitermarsch mußten wir das Pferd führen, denn das Unterholz, Gestrüpp und die Schlingpflanzen waren hier so dicht, daß es stellenweise ganz dunkel wurde. Riesenwurzeln, über die das Pferd nur mit Mühe hinüberzubringen war, verperrten fast den Weg.

Nach ¾stündiger Wanderung waren wir ungefähr in der Mitte des großen Waldes, hatten jedoch die

Eine Menge seltener Vögel haben hier in den unzugänglichen Felsenriffen ihre Brutstätten, ganz besonders der Igwalagwala mit seinem bunten Gefieder; er wird jedoch immer seltener, weil die heidnischen Burischen und jungen Männer ihm fleißig nachstellen, eben der bunten Federn wegen, die ihnen als Kopfschmuck dienen. Große Waldtauben gibt es hier sehr viele. Da selten ein Mensch in diese wildromantische Schlucht kommt, so gibt es hier auch viel Kleinwild, wie Rehe und ganz besonders Steinhajen. Das Großwild ist verschwunden, es wurde durch die Gewehre und Fallen der Weißen schon vor 50 Jahren ausgerottet.

Vergebens sucht das Auge nach dem unsere europäischen Wälder so herrlich schmückenden Blumenflor. Hier gibt es keine Schlüsselblumen und keine Maiglöckchen,



Br. Jodot und Br. Hugo auf einem Missionsritt.

steilste Stelle noch vor uns. Da sahen wir nun vor uns eine ungefähr 100 Fuß hohe und 150 Fuß breite senkrechte Felswand. Ein kleiner Bach, der einen herrlichen Wasserfall bildete, rauschte darüber herab und verlor sich dann in der Tiefe. Wir kletterten hinunter, um diese einzigartige, wirklich großartige Naturschönheit zu besichtigen und zu bewundern. Mitten im Urwald gelegen, zwischen den großen Bäumen, mit denen sie auf den Randhöhen bewachsen ist, bildet diese Schlucht einen herrlichen Anblick. Felsblöcke, so groß wie ein Haus, liegen hier zerstreut umher. Baumriesen, zum Teil morsch und halb verfault, liegen kreuz und quer dazwischen. Denn, vor 10 Jahren, bei einem Wolkenbruch, löste die ganze Wand von oben bis unten sich los. Tausende von Kubikfuß der großen Steine und Erdmasse stürzten herab und rissen Bäume und Gestrüpp in die Tiefe. Es ist dies ein Chaos von Felsblöcken und Steinmassen mit den dazwischen eingeklemmten, riesengroßen, entwurzelten Baumstämmen, wie es wildromantischer faun gedacht werden kann.

keine Erd- und keine Himbeeren, wohl aber Brombeersträucher mit saftigen Früchten, die ein Vederbissen für Ziegenhirten sind, wenn die vielen Vögel sie nicht halb ihnen vorher schon wegnaschen. Dornen und Brennesseln wachsen hier genug. Einen eigenen Reiz, weil ungewohnt, bilden die vielen Farnkräuter, die eigentlich die Stelle der Blumen vertreten und eine der schönsten Zierden des Urwaldes sind.

Auch die Baumarten, wie sie die europäischen Wälder besitzen, sind hier nicht zu finden, wie Eichen, Buchen, Birken, Tannen . . . . Das Bäumefällen ist mit viel Zeitverlust und Lebensgefahr verbunden. Denn, ist so ein Baumriese auch umgehauen, so fällt er noch lange nicht, wegen der vielen Lianen (Schlingpflanzen), die armsdick, wie Seile, von den Ästen und Zweigen herunterhängen. Diese Schmarotzerpflanze umringelt die Äste und Zweige, geht über auf Nachbarn, sodaß die Kronen derselben wie mit vielen Stricken aneinander gebunden sind. Auch tragen die üppig wachsenden Schlingpflanzen das meiste dazu bei,



daß so ein Baumriese vor der Zeit aus Mangel an Luft und Licht abstirbt, weil er bis in die kleinsten Zweige davon umspannen ist.

Diese Dianen benutzt der Eingeborene mit Vorliebe als Flechtwerk zum Bau seiner Hütten, da sie sehr zähe sind, sich leicht biegen lassen, ohne abzubrechen.

Doch, zurück zur wildromantischen Schlucht. Da, mitten in diesem majestätischen Urwald muß jedes gläubige Christenherz an Gott, den Schöpfer all dieser Natur Schönheiten denken und seine Weisheit und Allmacht bewundern. Denn, keine Künstlerhand der Menschen vermag etwas so herrliches zu schaffen, wie diese Schlucht, die, wenn man unten steht, ausschaut, wie ein großer Dom, aufgebaut in Gottes freier Natur. Diese feierliche Ruhe, die hier herrscht, inmitten dieses immergrünen Waldes, dessen Luft staubfrei ist, würde auch ein nervöses, vielgeplagtes Menschenkind wieder aufrichten und es die so nötige Ruhe des Gemütes und der Seele finden lassen.

Bis wir aus dem Kalingenwa-Busch heraus und auf die Bergeshöhe kamen, war die Sonne bereits untergegangen. Nur noch die Spitzen der Drakensberge glänzten im Lichte der untergegangenen Sonne.

Ich mußte unwillkürlich an den schönen Sinnpruch denken, den wir schon als Kinder vom Herrn Pfarrer im Religionsunterrichte lernten:

O Gott, wie groß, wie gut bist du  
Wie schön ist deine Welt!  
Gib, daß ich dir zulieb auch tu;  
Was, Vater, dir gefällt!

### Glaubenstreue.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Marianna war als kleines Kind in der Krankheit getauft worden. Freilich hatten ihre Eltern versprochen, falls sie wieder gesund werde, sie in die Schule schicken zu wollen. Sie wurde gesund und wuchs heran, doch ihre Eltern schickten sie nicht. Im Gegenteil redeten sie dem Kinde zu, doch ja nicht zu uns zu gehen. Nach langem Drängen kam sie dann endlich doch zu uns auf die Station. Sie lernte fleißig, war recht brav und konnte somit bald die hl. Sakramente empfangen. Fleißig ging sie zur hl. Kommunion und war bei allen recht beliebt. Eine Zeit lang war sie mir in der Schule behilflich. Ihr alter Vater, Heide, war oft fränklich und erblindete zuletzt, so daß er stets geführt werden mußte. Nun mußte Marianna unsere Station wieder verlassen, um der Mutter zu helfen. Willig, wie auf der Station, folgte sie der Mutter in Allem, arbeitete fleißig im Feld und versorgte die kleinen Geschwister. Pünktlich erschien sie Sonntags zur hl. Messe und beim Empfang der hl. Kommunion. Es gelang ihr auch, ihre Mutter und eine ihrer Schwestern für den katholischen Glauben zu gewinnen. Auch ihr Vater, der vor kurzem starb, empfing die hl. Taufe. Als Marianna herangewachsen war, verlangte der Vater nach den Däsen, den Kaufpreis der Braut. Er wünschte nichts sehnlicheres, als daß Marianna sich verheiraten möge. Es stellte sich auch ein Jüngling, Christ, ein, und da dessen Vater ziemlich vermögend war, wurde gleich das Jawort gegeben. Anfangs war Marianna damit einverstanden und schon begann der Vater des Jünglings mit dem efelobola, d. h. den Preis für die Braut, zu zahlen. Allmählich merkte Marianna, wie verkommen der Jüngling war und wie er nichts um seine Religion gab. Er stellte ihr überall nach und prügelte sie, wenn sie ihm

nicht zu Willen war. Sie ihrerseits jagte ihm ab und mißte ihn gänzlich und kam auf unsere Station zurück. Doch nicht lange sollte sie Ruhe haben. Ihre Eltern ließen sie durch die Polizei heim führen. Tag für Tag drangen ihre Eltern und Verwandten in sie, den Jüngling zu heiraten, doch vergebens. Fleißig ging sie zur hl. Messe und suchte Trost und Stärke in der öfteren hl. Kommunion. Sie litt geduldig, doch zuweilen klagte sie mir ihr schweres Leid und bat um Gebet, damit der lb. Gott ihr Kraft und Stärke gebe, ihr Kreuz zu tragen und sie fest in ihrem Entschluß bleibe. Allwöchentlich ging sie zu einem etwa 2 Stunden entfernten Farmer; dort hatte sie zu waschen und zu bügeln. Auf diese Weise verdiente sie das nötige Geld, um sich ihre Kleidung zu verschaffen. Sie ging stets in Begleitung eines anderen Mädchens, wohl die Gefahrt kennend, in der sie schwelte, wenn sie allein gehen würde. Nun geschah es eines Tages, daß das andere Mädchen nicht zur Stelle war, als Marianna den Heimweg antrat. Nichts ahnend hatte sie eine kleine Strecke zurückgelegt, als plötzlich aus dem Gebüsch einige Brüder des Jünglings hervortraten und sie aufordneten, zum Kraal des vermeintlichen Bräutigams zu gehen. Sie weigerte sich und suchte zu entfliehen, doch die Burichen schlepten das arme Mädchen trotz Weinen und Klagen zum Kraal des Jünglings. Auch dort suchte sie wieder zu entfliehen, wurde aber wieder eingeholt und stets bewacht. Nun gab der Vater des Jünglings vor, er wolle sie kurieren, da sie fränklich sei. Marianna wehrte sich gegen alles, aber man schüttete ihr gewaltig Medizin ein, machte nach Kaffirbrauch an ihrem Körper Schnitte usw. So ging es einige Tage fort; infolge der vielen Qualereien konnte das arme Mädchen weder schlafen noch essen. Endlich gelang es ihm, zu entkommen. Sie eilte zum elterlichen Kraal und nahm dann zum Missionar ihre Zuflucht. Marianna zog es vor, auf eine andere Station zu gehen, um dem Jüngling zu entgehen. Geduldig litt sie, um ihren Glauben zu bewahren und Gott treu zu bleiben.

### „Gehet hinaus auf die Straßen und ladet ein, wen ihr findet!“

Dieser Auftrag des himmlischen Hausvaters erfüllt sich in unseren Tagen mehr und mehr durch die Mission in den Heidenländern. — Auch in Afrika ergeht überall der Ruf: „Kommt alle herein, damit mein Haus voll werde!“ —

Hier ein kleiner Beitrag zu dieser tröstlichen Tatsache. Auf dem Wege nach einer im Werden begriffenen Missionsstation trug sich gegen Weihnachten 1919 Folgendes zu:

Der dortige Hochw. P. Missionar traf am Fuße eines langen, steilen Berges einen schon bejahrten Schwarzen ermüdet und krank am Boden sitzen. Es wurde ihm schwer, den jenseits des Berges gelegenen heimatlichen Kraal zu erreichen. Die volle afrikanische Sommer Sonne sandte ihre Glutstrahlen hernieder und die Kräfte hatten den armen Wanderer verlassen. Mitleidig hob ihn der Missionar auf sein eigenes Pferd und begleitete, in Schweiß gebadet, den Kranken zu Fuß auf die Spitze des steilen Berges. Von dort war es nicht mehr weit bis zu dessen Hütte und der Pfad führte abwärts oder eben leichter Mühe dahin. Beide verabschiedeten sich, — der Schwarze voll Dank und Rührung, denn daß ihn ein Weißer, und gar ein Unkundiger, auf seinem Pferde reiten ließ,

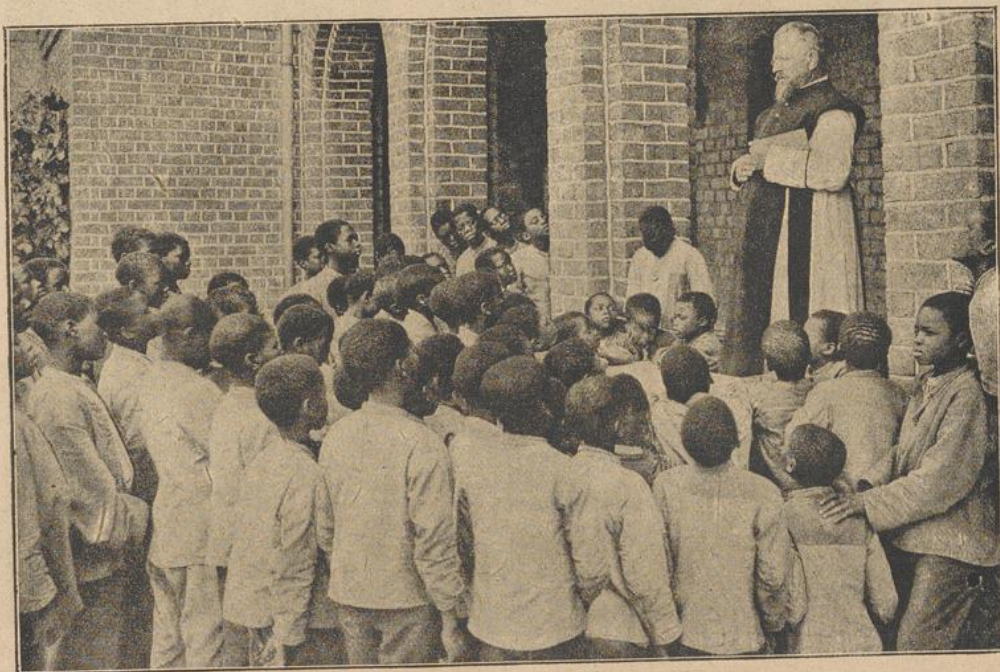


das hatte er noch nie erlebt. — Jener aber jagte beim Abschied: „Freund, wenn es schlimmer wird mit deiner Krankheit, so lasse mich rufen, ich will dir und deiner Seele helfen, was ich kann.“ —

Einige Zeit nach diesem Vorfall wurde derjelbe Mariannhiller Missionar in jene Gegend gerufen. Er fand einen schwer Kranken dem Tode nahe — aber erkannte ihn nicht wieder, so sehr hatte die Krankheit ihn verändert und enstellt.

Auf die Frage nach dem Namen, jagte dieser mit schwacher Stimme: „Kennst du mich nicht mehr? Ich bin ja Jener, den du auf deinem Pferde reiten liebest und du sagtest, ich solle dich rufen, wenn es zu Ende geht. Nun bitte ich um die hl. Taufe, denn ich will in jener Kirche und Religion

oft das ganze Haus nach. So kann in einfachster Art, wie zufällig, im Laufe der Jahre eine ganze Menge gerettet werden. Jener Seelenhirt nimmt sich auch der Kranken und Leidenden an, deren Wohnungen er passiert und verschafft ihnen lindernde Arznei, gleichviel ob es Heiden, Protestanten oder Katholiken sind. Er ladet unterwegs die Kinder ein zum Schulbesuch und durch die Kleinen gelangen nicht selten die Eltern und größeren Geschwister zur Erkenntnis und Annahme des hl. Glaubens. An die Armen, Lahmen und Blinden ergeht also der Ruf von der Landstraße und den Eingeborenen-Pfaden aus. Es ist Kleinmission neben bei am Wege — aber ihre häufige Ausübung erzielt große Erfolge. Jene erstehende Missionsstation mitten im Zentrum einer ausgedehnten



P. Robert auf Missionsstation Bourdes und seine Erstkommunikanten.

sterben, deren Diener solche Liebe und Güte gegen uns arme Schwarze haben.“

Ein kurzer Unterricht folgte dieser rührenden Bitte und bald floß das Wasser der Wiedergeburt über die Stirne des bekehrten Afrikaners; er erhielt den schönen Namen Joseph Antonius.

Der also für das Reich Gottes Gewonnene starb kurz darauf eines erbaulichen Todes im Besitze der Taufgnade. Ohne jenes Begegnis auf der offenen Straße wäre diese Seele kaum gerettet worden, sondern heidnisch zum Jenseits eingegangen. Nun aber lebt auf ewig ein Antonius mehr im Himmel.

Derselbe Missionar ist übrigens die „Mission auf der Landstraße“ bei jeder Gelegenheit aus. Er läßt keinen begegnenden Schwarzen des Weges passieren, ohne einen freundlichen Gruß, ein entgegenkommendes Wort. Das ermutigt die Fremden, zieht die Scheuen an und gewinnt die Herzen. Nachdem ein Familienglied auf diese Weise dem Priester und der Kirche nähergereten, folgt mit der Zeit allmählich

ten Bantu-Location mit 4000—5000 Seelen gibt Zeugnis davon. Die dortigen 4—5 Tagesschulen sind mit Kindern gefüllt und das Taufbuch wächst an Zahl und Inhalt.

Nicht das Geld, sondern die Nächstenliebe gewinnt Seelen — und die oft wiederholte gelegentliche Ausaat rechts und links am Wege.

Hierin können auch die reisenden Brüder und Schwestern große Dienste leisten und durch vorbereitende Kleinarbeit viel Herzen der hl. Religion erschließen helfen. Seeleneifer am rechten Ort und kluger Weise praktiziert, ist ja nicht bloß Sache der Priester, sondern aller Laien. Wenn jeder in seinem Kreise die wahre Gottes- und Nächstenliebe beharrlich ausübt und durch Gebet, gutes Beispiel und wohlangebrachte fromme Unterweisung auch nur eine Seele gewänne, so würde das „Haus bald voll werden!“ —





## Gott bei den Zulusprechenden Völkern.

Von P. W. Banger.

(Schluß.)

Von einer Gegend in Natal liegt ein authentischer Bericht vor, demnach ein vom Herrn Hinweggenommener derart begraben wird, daß der Zeigefinger seiner rechten Hand über die Erde hervorragt. Das Erheben der rechten Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger gehört mit zum Gruß, wie er unter den Eingeborenen üblich ist. Also der vom Himmelsherrn Hinweggenommene soll auch nach dem Tod noch den Himmelsherrn grüßen, indem er mit dem Finger gegen Himmel zeigt.

U Si = ma = fa de enthält das Zeitwort u f u = m a „unbeweglich stehen“ und fa de wie im vorhergehenden pa fa de. Der Name bedeutet also „der ewig Unveränderliche.“

16. i Ci bi = elinonmqwazi-pezu lu: „der Unendliche“.

Eine nunmehrige Christin erzählte mir gesprächsweise, wie ihre heidnische Mutter, ein Abkömmling eines Zulusammes, die auch als Heidin starb, ihr in ihren Kinderjahren, wenn sie sich bei Gewittern fürchtete, jagte: „Du mußt dich nicht fürchten; es donnert ja nur der Himmel des i Ci bi = elinonmqwazi-pezu lu.“ Weitere Nachfragen in anderen Kreisen be-



Kinder rasten im Urwalde bei Ezenstochau.

12. u Duma-kade und 13. u Ma-bonga-kutuf-izizwe-  
zonte: „der Donnerer“.

Diese zwei Namen gehören zu einer Art von Eigennamen, die man füglich Ehrentitel nennen kann. Beide sind enge mit i n f o s = e p e z u l u verwandt, wie ihre Bedeutung zeigt. u d u m a = k a d e ist „der Donnerer von Anbeginn“ und u M a b o n g a = k u t u f = i z i z w e z o n t e „Er der so brüllt, daß alle Völker erschrecken“. So stellt sich also der Zulu den Wodan unserer Vorfahren vor.

14. u Nguna-napafade: „der Ewige“. 15. u Si-ma-fade:  
„der Unveränderliche“.

u n g u n a, der erste Teil von u n g u n a = n a = p a f a d e, wird von Personen und Dingen ausgesagt, die „ein ewiges Leben haben“, entweder weil sie tatsächlich sehr alt sind, oder weil sie so dauerhaft und unzerstörbar sind, daß sie „eine Ewigkeit“ halten. Der zweite Teil besteht aus n a „fogar“ und p a f a d e „ewig“, in doppelter Hinsicht: ohne Anfang und ohne Ende. u N g u n a = n a p a f a d e bringt demnach als Gottesnamen die Ewigkeit Gottes zum Ausdruck, und zwar in weiterem Umfange als u m B e l i n g q a n g i „der Ewige ohne Anbeginn.“

stätigen diesen Zusammenhang des i Ci bi... mit dem „Himmelsherrn“. Dieser Zusammenhang ließ sich also feststellen, aber eine wörtliche Bedeutung des vorliegenden Ehrentitels konnte mir bisher kein Eingeborener geben. Wir sind daher zu dem Schluß berechtigt, daß diesem Gottesnamen ein hohes Alter zukommt.

Im heutigen Sprachgebrauch kommt der Stamm c i b i in drei Wörtern vor: u = c i b i bezeichnet eine ungeheure, unermessliche Menge von Menschen oder Tieren an einem Fleck; i = c i b i ist eine bedeutende Wasserfläche, ein See, und in dichterischer Sprache auch das Weltmeer, der Ozean. Die dem Gedankengang der Eingeborenen nächstliegende Auffassung von i Ci bi im vorliegenden Fall geht dahin, daß es den Allgegenwärtigen, weil räumlich Unermesslichen bedeutet. u m n = q w a z i ist im heutigen Sprachgebrauch ein schmaler Streifen, der um den Fuß des Haaraufsatzes (i n f e h l i) herumläuft, wie ihn weibliche Personen tragen; über den Ursinn weiß niemand Auskunft. Die eine, mehr wörtliche Deutung des ganzen Namens wäre „der Unermessliche, der den freisunden Schmuck am Haupte trägt“, eine andere, die auch den Beifall der Eingeborenen fand: „der unermessliche Ozean, dessen Kopfschmuck der Himmel (Horizont) bildet.“



17. **Ugoba-ngqongqo:** „der Allmächtige.“

Der Allmächtige ist für den Zulu „Er, der (sogar) die Majestäten niederbeugt.“ Der König ist für ihn die greifbare Verkörperung von allem, was Autorität und Macht bedeutet: nur wer allmächtig ist, kann sogar die Könige niederbeugen.

18. **UGuqa-badele:** „der Unwiderstehliche.“

Dieser Gottesname, dessen Echtheit und Alter angezweifelt wurde, ist wieder ein richtiges Produkt der Zulu-Phantasie. UGuqa-badele ist „Er, der, wenn er sich aufs Knie niederläßt, sie schon genug haben.“ Das Bild ist vom Krieger genommen. Wenn

weiß, daß, „Ich habe vergessen, zuerst bei der Sonne zu fragen, heißt, Ich habe vergessen, beim uNkulunfulu, d. h. beim Himmelsgott zu fragen.“ Da ich aber noch keine weiteren Belege habe, daß iLanga „die Sonne“ vielleicht auch in andern Redensarten für „Gott“ steht, habe ich iLanga nicht als 19. Gottesnamen gezählt.

Im Vorhergehenden habe ich gegeben, was wir bis jetzt von den überlieferten Gottesnamen der Zulu und der damit zusammenhängenden Urtradition wissen, die sich bei ihnen bis auf den heutigen Tag erhalten. Auf eines sei noch besonders hingewiesen! Nehmen wir das ägyptische oder das griechische oder das römische oder



Ein indisches Heim in Mariage.

der Zulkrieger in seinen Speerwurf seine ganze Kraft legen will, so läßt er sich in dem Augenblick, wo er den Speer schleudert, auf dem Knie nieder. So heißt einer der Ehrentitel des früheren Zulkönigs Cetshwayo „er der mit einem Knie auf der Erde den jungen Stier durchbohrt.“ uNkulunfulu ist also derjenige, welcher, wenn er sich nur aufs Knie niederläßt, um seinen Speer zu schleudern, die anderen, seine Feinde, schon genug haben und an keinen Widerstand mehr denken, also „der Unwiderstehliche“, womit sich andererseits im Gedankengang des Eingeborenen die Idee des „rächenden“ Gottes verbindet.

Vor nicht langer Zeit fiel in meiner Gegenwart die sprichwörtliche Redensart: „Ngangin gahuzanga elangeni“, was wörtlich heißt: „Ich hatte vergessen, zuerst bei der Sonne zu fragen.“ Man gebraucht die Redensart, um auszudrücken, daß man sich verrechnet hatte, daß die Dinge ganz anders kamen, als man es erwartet hatte. Bei dieser Gelegenheit frug ich zum erstenmal, seitdem ich die Redensart kenne, warum man gerade bei der Sonne anfragen müsse. Die zwei anwesenden Schwarzen gaben mir, über meine Naivität lachend, ohne Besinnen zur Antwort: „Du meinst offenbar die Sonne, die am Himmel scheint; jeder Eingeborene

was immer für ein Heidentum des Altertums, oder nehmen wir das indische oder das australische oder was immer für ein Heidentum, das heute noch herrscht, so werden wir finden, daß das, was dort von wahrer Urtradition noch erhalten ist, in einen Wust von Mythen und Fabeln eingekleidet ist. Nichts hievon beim Zulu! So wenig er zum großen Götzendienst herabgesunken ist, so wenig er sich Gözen oder Fetische gemacht hat, ebensowenig hat er die Urtradition mit Mythen und Fabeln umgeben, obwohl er sonst einen Berg von Fabeln und Märchen gedichtet hat. Einzelfestehende Gottesnamen hat er bewahrt, fest stehen sie da wie Säulen von Granit, wenn er auch nicht von jeder mehr weiß, was sie ursprünglich besagte. Desgleichen hat er einzelne Redensarten und Sätze bewahrt, kurz und präzis wie Antworten in einem Katechismus. Er wird gefragt: Hat uNkulunfulu eine Mutter oder ein Weib?, und kurz und bündig lautet die Antwort: „Er hat keine Mutter und hat kein Weib.“

Wolle der freundliche Leser nicht fürchten, daß ich ihn nun mit langatmigen Betrachtungen und Schlußfolgerungen über diese 18 oder 19 Gottesnamen ermüden werde. Ich will nicht einmal darüber reden, wie gut sich eines Tages diese „heidnischen“ Gottesnamen oder, rich-



tiger gesagt, diese Ueberreste einer vor-heidnischen Zeit in einem katholischen Zuluskatholizismus ausnehmen werden. Doch eines muß ich noch sagen. Nicht nur „die Wissenschaft“, sondern vielleicht auch der eine oder andere meiner geneigten Leser wird als Kind einer zweifel-süchtigen Zeit die Frage auf den Lippen haben: „Aber ist all das auch wirklich wahr? Kann man einem Missionar zutrauen, daß er gerade auf einem solchen Gebiet vorurteilsfrei forscht?“ Meine Antwort lautet, eben der Umstand, daß ein ehrlicher Forscher zugleich Missionar ist, bietet gerade auf einem solchen Gebiet die beste Garantie für die Wichtigkeit seiner Ergebnisse. Warum? Nicht bloß deshalb, weil er vielleicht eine weitere und tiefere Kenntnis der Sprache besitzt als andere Forscher, und nicht bloß deshalb, weil ihm die Eingeborenen vielleicht mehr Vertrauen entgegenbringen und ihm leichter Geheimnisse erschließen als andern, sondern weil ihm ein Mittel zur Verfügung steht, das kein Nicht-Missionar anwenden kann. Und worin besteht dieses Mittel? Darin, daß er die Ergebnisse seiner Forschungen unter den Eingeborenen sofort wieder von anderen Eingebornen auf unauffällige Weise kontrollieren läßt. Denn er verwendet diese Ergebnisse sofort im Unterricht seiner Katechumen und Christen. Und sollte es ihm passieren, daß er einmal jagt: „Die Alten eures eigenen Volkes sagen so und so“, wo sie nicht so gesagt haben, werden sich seine Zuhörer entweder sofort oder nach einer Besprechung unter sich die Freiheit nehmen, ihm zu sagen: „Umsundisi, du hast gesagt, die Alten unseres Volkes sagten so und so, wir haben sie nicht so sagen hören, sondern sie sagten . . .“ Wird aber an ihren eigenen angestammten Gottesglauben angeknüpft, so wie er ihnen von Vater und Mutter und von Großvater und Großmutter mitgeteilt wurde, so kann man sie mit strahlenden Gesichtern sagen hören: „Schau, ich ru, unsere Väter und Großväter und unsere Voretern haben denselben Gott gekannt, zu dem auch die Weißen jenseits des Weges gebetet haben.“

## Reiseabenteuer und Missionsarbeiten eines Glaubenshelden in alter Zeit.

Fortsetzung.

In den verschiedensten Arten von Tieren ist Habessinien so reich, wie nur irgend ein anderes Land. Unter den wilden Tieren ist der Löwe das häufigste und gefährlichste, da er besonders dem Kindvieh nachstellt und sich meistens in der Nähe der Dörfer umhertreibt, um auf seine Beute zu lauern. Die Habessinier hegen deshalb gegen ihn eine große Erbitterung und verfolgen ihn oft mit einer Keckheit, welche Staunen erregt und ein vorteilhaftes Zeugnis von ihrem Mute gibt. In der Nähe des Ortes, wo ich wohnte, war ein grimmiger Löwe, welcher fast täglich einige Kinder erwürgte, längere Zeit der Schrecken der Bewohner, bis einer meiner Knechte den Entschluß faßte, die Gegend von dieser Plage zu befreien. Eines Morgens entfernte er sich, ohne mir seine Absicht kund zu geben, mit 2 Wurfspeisen, um den Löwen aufzusuchen, welchen er nach längerem Umherschweifen fand, als dieser gerade damit beschäftigt war, eine erwürgte Kuh zu verzehren. Er stürzte wütend auf ihn los und stieß ihm mit solcher Gewalt einen seiner Speie in den Rücken, daß er zwischen den Schultern hervordrang; der Löwe erhob sich mit einem fürchterlichen Schrei zum Sprunge, stürzte aber in eine Grube, in welcher er vollkommen getötet

wurde. Der Sieger brachte mir die Haut mit dem daranhängenden Kopfe und ich fand, daß der Löwe vom Kopfe bis zum Schwanz 12 Fuß maß. Ein armer Landmann in derselben Gegend griff sogar einen Löwen, der ihm eine Kuh, seine einzige Habe, gefressen hatte, mit dem Dolch an und erlegte ihn, obgleich er selbst bei dem Kampfe schwere Wunden davon trug. Fast ebenso zahlreich als die Löwen sind die Elefanten und auf unserer Reise begegneten wir eines Abends einer Herde von etwa 300 Stück, welche in 3 Haufen einherzogen und den ganzen Weg sperrten, worüber wir in nicht geringe Angst gerieten; es blieb uns jedoch nichts anderes übrig als mutig voranzuschreiten; wir empfahlen uns daher dem Schutze Gottes und gingen mitten durch diese Ungetüme, ohne daß sie uns den geringsten Schaden zufügten. Während unserer späteren Gefangenenschaft zu Massuha stießen wir ebenfalls einmal auf einen großen Elefanten, welcher mit 4 kleineren spielte und sie abwechselnd mit dem Rüssel in die Höhe hob; er geriet bei unserm Anblick in Wut und wir verdankten unsere Rettung nur einem kühnen Sprunge über eine tiefe Schlucht, über welche er nicht setzen konnte. Die habessinischen Elefanten sind so ungeheuer groß, daß ich bei einem Versuche, auf meinem Manteltiere sitzend, einen solchen zu messen, mit meiner ausgestreckten Hand noch zwei Spannen unter seinem Rücken blieb. Die Todfeinde der Elefanten sind die Rhinocerosse, welche man ebenfalls in Habessinien findet. In der Provinz der Agaus, einem dicht bevölkerten Landstriche, hat man auch das viel besprochene, aber noch so wenig bekannte Einhorn gesehen, da aber dieses Tier schnell von Gehölz zu Gehölz hüpfte, so fand man noch nicht die erforderliche Zeit, es genauer zu untersuchen, doch hat man es hinlänglich betrachtet, um sein Äußeres beschreiben zu können. Es hat die Gestalt eines schönen, wohlgebauten Pferdes und eine braunrote Farbe, mit Ausnahme des sehr kurzen Schwanzes und der äußeren Körperteile, welche gewöhnlich schwarz sind. In Ninia, einem Bezirke der Provinz Tuasuah, will man auch Einhörner mit langem Schwanz und bis auf den Boden herabhängenden Mähnen gesehen haben. Das Einhorn ist äußerst furchtbar und hält sich stets in der Nähe anderer Tiere auf, die stark genug sind, es schützen zu können; so suchen auch die Hirse, die Rehe und die Gazellen die Gesellschaft des Elefanten, weil dieser sich mit Wurzeln und Blättern begnügt und gern die schwachen Tiere gegen das reizende und fleischfressende Wild verteidigt.

Habessinien ist auch reich an Zuchtvieh; die Pferde sind hier vortrefflich und die Manteltiere und Esel in erstaunlicher Menge vorhanden; als der hauptsächlichste Schatz des Habessiniers gelten aber seine Kühe und sein Vermögen wird nach der größeren oder geringeren Zahl derselben geschätzt. Wer tausend Kühe besitzt, muß an einem bestimmten Tage des Jahres aus der Milch aller für seine Anverwandten ein Bad bereiten, und diese außerdem reichlich bewirten; verfügt er über mehrere tausend Kühe, so muß er ebenso viele Bäder und Mahlzeiten geben, deshalb jagt man, wenn man den Reichtum eines Mannes bezeichnen will, er hat so und so oft gebadet. In je drei Jahren wird die 10. Kuh für den Negus bestimmt und ihr mit einem glühenden Eisen ein Brandmal in der Landessprache, Lufus genannt, aufgedrückt; diese Abgabe ist für den Einzelnen nicht sehr drückend, liefert aber dem Hofe Milch, eines seiner Hauptbedürfnisse, im Ueberflusse, denn man hält die Kühe nur, um Milch und Käse zu bekommen; als Schlachtvieh dient eine Art Oshien, welche



doppelt so groß sind als die unsrigen und mit Milch gemästet werden; ein jedes Horn dieser Ochsen faßt über 20 Pinten und vier solcher mit Wasser oder einem andern Getränk gefüllter Hörner sind eine hinreichende Traglast für einen Esel; eine andere Art Ochsen, welche zum Gelbbau und an manchen Orten auch zum Lasttragen gebraucht werden, haben entweder keine oder so weiche und biegsame Hörner, daß sie wie zerbrochene Arme herabhängen. Die großen, fetten Ochsen sind, obgleich man ihnen während der Mast täglich die Milch von 3—4 Kühen geben muß, doch nicht teuer und das Stück kostet höchstens 2 Taler. Das kleinere Schlachtvieh ist ebenfalls um einen geringen Preis zu haben und oft kaufte ich um einen Taler 5—6 Schafe oder Ziegen und 9 Bockchen.

Fortsetzung folgt.

### Der schweigende hl. Joseph.

Gewiß ist es allzeit heilsam, das Schweigen des hl. Joseph, diese wenig beachtete große Tugend, andächtig zu betrachten, um ihm demütig nachzuahmen, besonders aber in dieser Zeit der Teuerung mit all ihren Entbehrungen, die oft Anlaß zu Murren und Klagen, Schimpf- und Schmähreden, ja Verwünschungen und Gotteslästerungen geben.

Keine Rede, kein einziges Wort des hl. Joseph wird uns im Evangelium mitgeteilt, obwohl dieses oftmals von ihm erzählt. Wir wissen, was Maria zum Engel Gabriel, zum zwölfjährigen Jesusknaben im Tempel, und bei der Hochzeit zu Kana sprach, und kennen auch ihren Lobgesang, das herrliche Magnificat; Joseph aber schweigt. Schweigend erfüllte er alle seine Pflichten gegen Gott und den Nächsten, besonders gegen Jesus und Maria. Dieses Schweigen des glorreichsten Patriarchen ist eine berebete Predigt, die uns viele Tugenden lehrt.

Sankt Joseph verlangte nicht, um zu glauben, Zeichen und Wunder zu sehen, wie seine Zeitgenossen und Landsleute, die ungläubigen Juden. Er zweifelte nicht, wie der Priester Zacharias, der ein Zeichen begehrte für die Wahrheit der Verkündigung des Engels, daß sein hochbetagtes Weib Elisabeth einen Sohn gebären werde. Beim wunderbaren Geheimnisse der Menichwerdung des Erlösers fragte er nicht: Wie ist das möglich, da Maria keinen Mann erkennt? Sondern er dachte nur: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Und schweigend harte er aus bei seiner jungfräulichen Braut, die vom hl. Geiste empfangen hatte. Er sah nur ein schwaches, hilfloses Kind, das, in Windeln gewickelt, in der Krippe lag, und doch kniete er vor ihm nieder, es anzubeten.

Von Glauben und Vertrauen erfüllt, gehorchte Joseph den göttlichen Befehlen ohne Murren und Widerspruch. Als der Engel ihm befahl, vor Herodes zu fliehen, da wandte er nicht ein: Das Kindlein und seine Mutter sind noch zu zart und schwach für die beschwerliche weite Reise. Wir haben auch kein Reisegeiß und kennen nicht Weg und Steg nach dem fernen fremden Lande. — Nein, schweigend stand er sogleich von seinem Nachtlager auf und reiste nach Ägypten, wo er doch ein Fremdling und Verbannter war, und obwohl ihm der Engel nicht einmal den Zeitpunkt der Heimkehr angedeutet hatte.

Schweigend und bereitwillig gehorchte Joseph auch der heidnischen weltlichen Obrigkeit und dem jüdischen Gejese. Er reiste mit Maria nach Bethlehern, um sich dort aufschreiben zu lassen, weil es der Kaiser Augustus befohlen hatte. Er unterwarf sich der Beschneidung

Jesus, dessen Aufopferung im Tempel und den Wallfahrten nach Jerusalem zum Osterfeste.

Schweigend und demütig, ohne seine hohe Würde fundzugeben, ohne Schelt- und Drohworte zu äußern, wandte sich Joseph von den hartherzigen Bethlehemiten, die ihm, dem erschöpften Wanderer, und seiner kranken Gemahlin, ein schützendes Obdach verweigerten. Als stiller und stummer Zeuge stand er bescheiden zur Seite, als die frommen Hirten und die Weisen aus dem Morgenlande zur Krippe kamen. Er schwiegte demütig auch im Tempel zu Jerusalem, als Simeon und Anna das Jesuskind als das Licht der Welt und den verheißenen Messias priesen. Gewiß übte er eine hl. Schweigjamkeit auch im häuslichen Kreise in Nazareth, und besonders bei der eifrigen Ausübung seines schlichten Handwerks, das ihn und die Seinigen redlich nährte. Diesem edelmütig-schweigenden Charakter entspricht es ganz und gar, daß keiner der vier Evangelisten berichtet, wann und wo der hl. Joseph gestorben ist.

Schweigend und geduldig ertrug dieser Gerechte die vielen Trübsale, die über ihn kamen: die Entbehrungen bitterer Armut, die Mühen harter Arbeit, die Beschwerden der Reise nach Bethlehem, Ägypten, Nazareth und Jerusalem, die Schmerzen bei der Weissagung Simeons und beim Zurückbleiben Jesus im Tempel und den Hohn und Spott der ungläubigen Juden. Er bat Gott nicht, diesen seinen Anteil am Leidensfelde Christi von ihm zu nehmen, sondern betete still: Herr, nicht m e i n, nur d e i n Wille geschehe!

Dieses berebete Schweigen des hl. Joseph sei uns ein leuchtendes Vorbild, dem nachzuahmen wir uns bestreben wollen. Es lehre uns festen Glauben, freudigen Gehorjam, tiefe Demut und große Geduld.



B. M. M. 20 Kr. — C. K. 100 Kronen. — C. K. 200 Kr., S. Maria und Josef. — Aelsheim: Beträge im September und Dezember erhalten und nach Wunsch besorgt. — N. N. 15, 10 Kronen zu Ehren des hl. J. v. Nepomuk. — Louzwiller: Fr. M. S. Spende erhalten. Für Antoniusbrot von B. P., B. C. und Fr. M. S. Vergelts Gott. — Th. B. in S. 20 M dtd. erhalten. — Regensburg J. R. M. 2. — als Antoniusbrot erhalten. — Bundorf: 50 M freies Almosen als Dank. — G. in N. Herzlichsten Dank für die Güte, mit welcher Sie uns die im letzten Jahre gel. Beiträge für „Heidentinder“ nun zur freien Verfügung überlassen. — N. N.: 10 M als Dank. — Neustadt: Sendung vom 12. Nov. dankend erhalten. Vergelts Gott! — Lautenbach: Brief und 50 M dtd. erh. — Eshheim: M. R. Almosen dtd. erh. — Th. W. in St. Betrag dtd. erh. — Thannhausen: Betrag dtd. erhalten. — Hettstadt: 30 M Alm. als Dank für augencheinliche Hilfe im Stall. — Oberpleichfeld: 150 M Alm. — Drode: Betrag von Oktober erh. Herzl. Vergelts Gott dafür. Wird nach Wunsch verwendet. Betrag für Hdd. künftig 50 M. — Enskirchen: Betrag für 2 Hdd., Arnold und Josef, Antoniusbrot, 20 M und Jahresbeitrag erh. — Ungen: Betrag für 1 Hdd. Augustinus erh. Herzl. Vergelts Gott. — Thaleu und Wenher: je 50 M für 1 Hdd. (Josef und Elisabeth) erhalten. — Oerrath, B. W. Gabe erh. — Hagen, J. A., Betrag für Hdd. und Bergheimnisch erhalten. — S. C. 431: Betrag erh. — Brud: Zur Dankagung für erlangte Wiedergenehung 30 M. — Griesborn: zu Ehren des hl. Josef 5 M. — N. N. 20 M als Dank. — 2 in den Ehestand tretende Brüder, Gute Erstkommunion, G. B. G. 20 M als Dank für Hilfe im Stall. — V. B. Brief mit Einlage erh. — Balderheim: Betrag dtd. erh. — Sandau: Betrag dtd. erh. — 28 Kr. für ein Heidentd. Josef zum Dank für Hilfe in schwerem Anliegen d. M. M. — Duisburg: 250 M vom 13. 9. 20 dankend erhalten. Wir können Ihnen nichts senden, weil Sie Ihren Abstellernamen nicht angegeben haben, — N. N.: Ihren



Brief vom 12. 7. 20 mit 38 Mitgliefernamen dankend erhalten. Leider haben Sie Ihren Ort und Ihren Namen angucken vergessen und deshalb können wir Ihnen das Gewünschte nicht senden. — Elz: Ungen. Brief mit Inhalt erh. — K. Mariadorf: Sendung erhalten. — Ungen. St. Bith: 50 M. erh. — Ungenannt Dören: Betrag vom 18. 12. 20 erh., herz. — M. S. 1950: 300 M. als Dank für wiedererlangte Gesundheit. — Wörth a. D., 50 M. erh. — Witten S. D. 20 M. als Dank. — Fendles, 20 Kr. f. Heidentinder. — Holzkirchhausen: Betrag nach Angabe um Befreiung von Nervenleiden dtd. erhalten. —

### Gehet zu Joseph.

Adlig, Dank der lieben Gottesmutter für Genesung unserer Kinder. Tausend Dank dem hl. Josef und P. P. v. Moll für glückl. Operation. Prägarten. Dank dem hl. Anton v. Pad. für Erhöhung eines Anliegens. N. N. Innigen Dank dem hl. Vater Josef und hl. Antonius für glückliche Rückkehr meines Sohnes aus der Gefangenschaft. Tausend Dank dem hl. Josef und hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius für Wiederfindung eines verlorenen Gutes. Dank dem hl. Josef, hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen. Dank der allerheiligsten Jungfrau Maria, dem hl. Josef und der Ehrw. Schw. Theresia vom Kinde Jesu, hl. Judas Thaddäus, hl. Andreas, hl. Aloisius für Hilfe in großer Not. Ungenannt. Als Dankjagung für Heilung eines kranken Kindes eine Taufe, Josef Anton. Dank dem heiligsten Herzen Jesu und Maria, dem heiligen Josef für Hilfe in Seelenleiden. Dank dem heiligen Josef, heiligen Antonius, den armen Seelen für Wiederfinden verlorener Schafe. Innigen Dank dem heiligen Antonius für Wiedererlangung entwendeter Wäsche, Antoniusbrot für die Heidentinder. Hl. Josef und hl. Antonius haben in schweren Anliegen geholfen, tausend Dank! für Almosen. „Vergelt's Gott!“ Tausend Dank dem hl. Josef und der Mutter v. d. immerwährenden Hilfe für Erhöhung in schwerem Anliegen. Innigen Dank der Schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Josef, hl. Antonius und hl. Anna für Erhöhung in schweren Anliegen. Innigen Dank der schmerzhaften Mutter Gottes, dem hl. Josef, hl. Antonius und hl. Anna für Erhöhung einer Bitte. Dank den hlgt. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Josef und Antonius für auffallende Hilfe in Geldnot. „Schon monatelang bewarb ich mich vergebens um eine Lehrstelle. Ich nahm nun meine Zuflucht zum hl. Josef und versprach eine tägliche Novene, Veröffentlichung und eine Geldspende. Und siehe! am 5ten Tag schon wurde meine Bitte erhört. Dem hl. Josef sei dafür tausendmal Dank gesagt.“

### Dank und Bitte.

M. Al. Almosen für Hilfe in schwerem Seelenleiden Niederwienigern. P. Ungen. Als Dank zu Ehr. des hl. Josef und Antonius, für Hilfe in besonderem Anliegen. S. B. D. Antoniusbrot zum Dank für erlangte Gesundheit. Birresborn. (Ant.-Brot). Ungen. Dank dem hl. Josef für glücklichen Verlauf einer Operation. Haspe. Dören. B. S. Luzbg.: Von 2 Kranken Missionsgabe für Genesung. Desgl. um gute, brave Diener. M. Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, und dem hl. Josef für glückliche Heimkehr aus dem Felde. Obers.: Gabe zu Ehren des hl. Antonius als Dank für Erhöhung in einem Anliegen. Heiden. S. D. Der hl. Josef und Antonius haben geholfen. P. Als Dank und Bitte Missionsgabe in Erfüllung eines Versprechens. Brent: Dank für Erhöhung dem hl. Geist, dem hlgt. Herzen Jesu, der Mutter von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius, Innigen Dank der lieben Gottesmutter Maria und allen Heiligen des Himmels für erbetene und erlangte Hilfe in Krankheit, Veröffentlichung versprochen. D. U. Um guten Erfolg im Studium. Berufswahl eines Studenten. Um Erlangung des Seelenfriedens und Trostes in Versuchung. Um glückliche Heirat. Um gute Stellung. Ein geisteskranker Mann. Um glückliche Standeswahl. Um glücklichen Ausgang einer Gerichtsverhandlung. Um Heilung in einer tödlichen Lungenkrankheit. Um Hilfe in einem Fußleiden, um glückliche Entbindung, um Hilfe in verschiedenen großen Anliegen. Um Hilfe und Gottessegnen im Hause. Moderath. Sch. Drei Schwerkranken um Geduld in Leiden und um Besserung. Um glückliche Sterbestunde. Gladb. Um Aufklärung über einen vermissten Krieger; für eine kranke Person. W.: Um Seelenfrieden. S. Um Genesung eines lungentranken Familienvaters. De.: Um häuslichen Frieden und Erlangung einer Dienstwohnung. S. D. In schwerem Anliegen.

D.: Um Erhaltung des Friedens in zwei Familien. Um gute Sterbestunde. Um gute Kindererziehung und in einem schweren Anliegen. Niederwienigern. Ein armer Sünder, der Gottes Gnade und Barmherzigkeit in bes. hohem Grade bedarf. Drei schwer Kranke. Um Heilung einer langjährigen Krankheit des Ehegatten, und eines langjährigen Kopf- und Nervenleidens. Zum hl. Josef und hl. Antonius um Sinnesänderung. Um Heilung von schwerem Nervenleiden, Hilfe in Bedrängnis, und um guten Freund in der Not. Untermaubach. Hinningen. Gl. Drei vom Glauben abgefallene Personen, und geistesgestörte Frau. Um Besserung eines Trinker's. Um Wiedererlangung einer gestohlenen Handtasche mit 700 M. Inhalt. Frieden und Segen in der Familie. Bewahrung des Ordensberufes und glückl. Erfolg im Studium. Ein schweres Seelenleiden. Um guten Verdienst. Hilfe in schwerer Not und Geldverlegenheit. Besserung eines jungen Mädchens. Um guten Geschäftsabschluss. Um Startmut in glaubensloser Umgebung.



Magdalena Reitmeier, Gerzen, Pfarrer Georg Kraji, Augsburg, Anna Eva Stadtmüller, Goldbach, Maria Scheer, Würzburg, Babette Joas, Alen, Kresz, Göbel, Donaueschingen, Maria Glanz, Schamberg, Gg. Braun, Pfarrer, Strahkirchen, Ludwig Amend, Wfr., Klosterheidenfeld, Moni. Dr. Werber, Hegne, Michael Reindl, Mariakirchen, Joh. Reuß, Thierberg, Anna Huber, Biburg, Johann Mich. Baumgart, Wernarz, Pius Gerspacher, Konstanz, Freireign. Pfarrer Kraft, Sonthofen, Viktoria Kiener, Emmering, Marg. Gleisner, Karlsruhe, Viktor Merz, Mundelfingen, Michael Wagner, Neudorf, Geistl. Rat Krager, Freising, Anna Maria Eberwein, Königshofen, Christof Sünderhaft, Memmelsdorf, Franziska Kätle, Baustetten, Wilhelm Kunz, Limburg a. L. Jos. Göselmann, Maria Anna Böhrer, Hardheim, Mary Rengier, Monterey-Ind., Margaret Weisenberger, Jennie Rubin, A. Bonnes, Buff.-N.Y., Mary Schmitz, Nid. Thimmes, Johann Ehen, Maria Ehen, Chicago-III., Emilie General, Union Hill-N.Y., Jacob Hellen, Gilbertville, Iowa, Severin Hartmann, Davenport-Iowa, Anna Nebinger, Sophie Loewe, Vittoria Hüttersberger, Gallsbach, Theresia Reiter, St. Martin s. d. Ybbs., Katharina Aufischer, Linz, Antonia Vitola, Stejeregg, Philomena Obertimpfner, Lanna, Sr. Maria Klara, Ursuline, St. Theodula Steinberger, Linz, Agnes Leidolf, Freiberg, Mähren, Theresia Günther, Wt. Neustadt, N. D., Josefa Hohl, Jagersberg, Stmk., Franz Kalista, Graz, Franz Ungertig, Pöfner-Brünnau, Mähren, Anton Kroll, Strah i. Steiermark, Maria Kröll, St. Johann i. Saggautal Stmk., Kath. Erl. Schöder, Stmk., Bar. Marie Beltheim, Baden b. Wien, Maria Weingartsberger, Wartberg a. d. Enns, Gertrud Pignitta, Voitsberg, Stmk., Theresia Monkschein, St. Peter a. Ottersbach, Stmk., Anna Tofold, St. Rupprecht a. d. Raab, Julius Bachinger, Ternitz, N. D., Theresia Sommer, Lannach, Stmk., Frau M. Gallmutter, Weiz, Stmk., Anna Sagmeister, St. Josef b. Stainz, Stmk., Maria Tauf, St. Rupprecht a. d. Raab, Stmk., Josefa Jasching, Graz, Cäzilia Leitner, Leopoldsdorf, D. D., Josef Zwirn, Thannstetten, N. D., Anna Heinrich, Allfeld, Josef Kuchler, Bodenmais, Lidwina Rohmer, Burgrieden, Frau Ebel, Gamsheim, U. Ek., Bernh. Schinell, Eszenmühle, Apollonia Schweiger, Pierbach, Barbara Heidel, Karlsruhe, Frau Dietrich-Rimlinger, Kleinrederschen, Josef Vogel, Niederalteich, Joh. Bonaventura Müller, Würzburg, Elise Würth, Würzburg.

Auf dem Felde der Ehre gefallen: Theodor Brintmann, Josef Katlar, Redlinghausen, Josef Anton Maria Heis, Waldorf, Heinrich Brautämper, Gessentkirchen, (in französischer Gefangenschaft gestorben).

„O Gott, Du Schöpfer und Erlöser aller Gläubigen, verleihe den Seelen Deiner Diener und Dienerinnen Verzeihung aller ihrer Sünden, damit sie die Nachlassung der Strafen, welche sie allezeit gewünscht haben, durch unsere frommen Gebete erlangen, der du lebst und regierst mit Gott dem Vater in Einigkeit des Heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg